



Rezensionen und Kurzanzeigen

Sonja Schreiner: Arnold B ä r t s c h i, Titanen, Giganten und Riesen im antiken Epos. Eine literaturtheoretische Neuinterpretation. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2019. (Kalliope. 17.) IX + 465 S. ISBN 978-3-8253-4631-7 3

Alfred Dunshirn: Arbogast S c h m i t t, Die Moderne und die Antike. Gründe und Folgen des größten Kulturbruchs in der Geschichte Europas. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2019. (Studien zu Literatur und Erkenntnis. 16.) 308 S. ISBN 978-3-8253-4611-9 5

Sonja Schreiner: Almut-Barbara R e n g e r - Alessandro S t a v r u (eds.), Pythagorean Knowledge from the Ancient to the Modern World: Askesis, Religion, Science. Wiesbaden: Harrassowitz 2016. (Episteme. 4.) VI + 579 S. ill. ISBN 978-3-447-10594-1. ISSN 2365-5666 7

Sonja Schreiner: Αλεξάνδρα Ροζοκόκη, Η αρνητική παρουσίαση των Ελλήνων στην *Αλεξάνδρα* του Λυκόφρονα και η χρονολόγηση του ποιήματος – Alexandra R o z o k o k i, The negative presentation of the Greeks in Lycophron's *Alexandra* and the dating of the poem. Athens: Korali 2019. 110 S. ISBN 978-960-9542-63-0 15

Walter Stockert: Josephus Latinus, *De Bello Iudaico*, Buch 1, herausgegeben und kommentiert von Bernd B a d e r. Stuttgart: Franz Steiner 2019. (Palingenesia. 119.) 256 S. ISBN 978-3-515-12430-0 (Print). 978-3-515-12432-4 (E-Book) 16

Walter Stockert: Rosario L ó p e z G r e g o r i s (ed.), Drama y dramaturgia en la escena Romana. III. Encuentro Internacional de Teatro Latino. Zaragoza: Libros Pórtico 2019. 381 S. ISBN 978-84-7956-188-8 17

Christoph Schwameis: Tobias B o l l, Ciceros Rede *cum senatui gratias egit*. Ein Kommentar. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2019. (Göttinger Forum für Altertumswissenschaft. Beihefte. Neue Folge. 10.) 273 S. ISBN 978-3-11-062921-7 20

Tobias Riedl: Marcus Tullius Cicero, Über das Schicksal. De Fato. Lateinisch-deutsch. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von Hermann W e i d e m a n n. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2019. (Sammlung Tusculum). 379 S. ISBN 978-3-11-047413-8 23

Sonja Schreiner: Isa G u n d l a c h, Poetologische Bildersprache in der Zeit des Augustus. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2019. (Spudasmata. 182.) VIII + 321 S. 6 Faltafeln. ISBN 978-3-487-15805-1. ISSN 0548-9705 25

Sonja Schreiner: Hans-Joachim H ä g e r, Plinius über die Ehe und den idealen Ehemann. Zur literarischen Inszenierung von Männlichkeiten und Emotionen in Ehe und Familie der römischen Kaiserzeit. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2019. (Kalliope. 18.) 578 S. ISBN 978-3-8253-4674-4 27

Clemens Weidmann: Heinz Erich S t i e n e, Drei Augustinus-Biographien des XII. Jahrhunderts: Ivo von Chartres, Rupert von Deutz, Philipp von Harvengt. Stuttgart: Hiersemann 2019. (Bibliothek der Mittellateinischen Literatur. 16.) IX + 179 S. ISBN 978-3-7772-1905-9 29

Sonja Schreiner: Anne E u s t e r s c h u l t e - U l r i k e S c h n e i d e r (Hg.), Gratia. Mediale und diskursive Konzeptualisierungen ästhetischer Erfahrung in der Vormoderne. Wiesbaden: Harrassowitz 2018. (Episteme. 11.) VI + 169 S. ill. ISBN 978-3-447-10926-0. ISSN 2365-5666 30

Sonja Schreiner: Urs B. L e u - P e t e r O p i t z (Hg.), Conrad Gessner (1516–1565). Die Renaissance der Wissenschaften / The Renaissance of Learning. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2019. X + 712 S. ill. ISBN 978-3-11-049696-3. e-ISBN (PDF) 978-3-11-049905-6. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-049592-8 33

Sonja Schreiner: Marlene M e u e r, Polarisierungen der Antike. Antike und Abendland im Widerstreit – Modellierungen eines Kulturkonflikts im Zeitalter der Aufklärung. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2017. (Germanisch-Romanische Monatsschrift. GRM-Beiheft. 85.) 663 S. ISBN 978-3-8253-6240-9. ISSN 0178-4390 41

Sonja Schreiner: Jonathan G r o ß, Antike Mythen im schwäbischen Gewand. Gustav Schwabs Sagen des klassischen Altertums und ihre antiken Quellen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2020. (Rezeption der Antike. 6.) 358 S. ISBN 978-3-946317-43-2 42

Herausgeber: *Herbert Bannert – Kurt Smolak*

Redaktion: *Sonja Schreiner*

Titelbild: *Sonja Reisner*

Rezensionsangebote erbeten an: klass.phil.rezensionen@univie.ac.at

Arnold B ä r t s c h i, Titanen, Giganten und Riesen im antiken Epos. Eine literaturtheoretische Neuinterpretation. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2019. (Kalliope. 17.) IX + 465 S. ISBN 978-3-8253-4631-7

Arnold B ä r t s c h i eröffnet sein Vorwort, gleichzeitig Danksagung und Entstehungsbericht seiner 2018 an der Ruhr-Universität Bochum erfolgreich verteidigten Dissertation (betreut von Manuel Baumbach und Peter von Möllendorff), mit einem variierten Zitat aus Heinrich Heines *Elementargeistern* (VII): „Die Riesen sind auf immer verschwunden aus Deutschland.‘ ...oder doch nicht?“

In die hier als Monographie vorliegende Fassung sind Diskussionsbeiträge zu mehreren facheinschlägigen Vorträgen des Verfassers eingeflossen. Die Fülle des behandelten Materials versucht B ä r t s c h i als Service an seine Leser*innen zusätzlich zu seinen Interpretationen mit fünf Anhängen (im Umfang von 35 Seiten), einer etwa 30seitigen Bibliographie und einem fast 50seitigen Stellenregister aufzubereiten. Die Anhänge bieten eine „Stellensammlung zu epischen Riesenfiguren“ – „Verortungen antiker Riesenfiguren“ – „Vorüberlegungen zu Vergleichen und Gleichnissen“ – „Vergleiche in den *Posthomeric*“ – „Gleichnisse in den *Posthomeric*“. Die Einleitung informiert über „Antike und moderne Riesenfiguren“, erläutert „Das poetische Potenzial des (post)homerischen Typhon“ und spezifiziert „Fragestellung und methodische[n] Ansatz“. Dieser Ansatz wird in drei großen Abschnitten auf eine Fülle von Texten angewandt: „Hybridität von Riesenfiguren“ – „Topographische und geopoetische Verortung von Riesenfiguren“ und „Posthomerische Riesenfiguren“. Neben der Hybridität kommt der Geopoetik die größte Bedeutung zu; beide Konzepte versteht B ä r t s c h i als methodologisch neuartige Ergänzungen zu etablierten Methoden wie Intertextualität, Narratologie und Wirkungsästhetik.

Als moderne Eröffnungsbeispiele präsentiert B ä r t s c h i Wladimir Klitschko und Tyson Fury, deren Weltmeisterschaftskampf 2015 vom Privatsender RTL als „Kampf der Giganten“ beworben wurde – analog zum Titelkampf 2003 zwischen Vitali Klitschko und Lennox Lewis als „Battle of the Titans“. Nach einer knappen Übersicht über vergleichbare Terminologie in Computerspielen wendet sich B ä r t s c h i kurz dem *Gilgamesch* zu, um dann ausführlich Hesiod und Homer, Aischylos und Apollonios von Rhodos (später auch Valerius Flaccus und Quintus Smyrnaeus) in den Blick zu nehmen, insbesondere aber die *Posthomeric*, da deren Riesenvergleiche und -gleichnisse noch ausreichend Material für Studien bieten: Typhon bei Quintus Smyrnaeus wählt B ä r t s c h i als Muster für eine (27) „Reihe von insgesamt sechs Riesenvergleichen und elf Riesengleichnissen sowie zahlreichen weiteren Erwähnungen von Riesenfiguren“ – mit einem zweifachen Ziel: (a) der Gewinnung einer Übersicht über die „Weiterentwicklung der Riesenthematik in der Gattung Epos seit den homerischen und hesiodischen Gedichten“ und (b) der Erzielung von Neuerkenntnissen „zur Produktions- und Wirkungsästhetik eines kaiserzeitlichen Heldenepos.“ B ä r t s c h i möchte keine Gesamtdarstellung zu Riesenfiguren im antiken Epos liefern, sondern zu weiteren Studien anregende exemplarische Fallstudien – mit einem gräzistischen Schwerpunkt und unter Ausklammerung spätantiker Texte, z.B. Claudian oder Nonnos, weil dort ein exponentieller Anstieg an Riesenfiguren zu verzeichnen ist, woraus sich eine entsprechende (35) „Eigendynamik“ ergibt.

Hesiod bietet sich aufgrund der hohen Frequenz an Riesen als Ausgangspunkt an. Hybris ist deren (37) „zentrales Charakteristikum“ und zieht (38) „Konfliktpotenzial“ nach sich, das im „Oppositionsverhältnis gegenüber der bestehenden Weltordnung“ begründet ist. Folgerichtig werden sie (39) „neutralisiert“: Die Welt ist schließlich „nahezu riesenfrei“ – das

Heroenzeitalter beginnt. Bei Typhon kommt zu seiner (55) „charakterlichen Hybridität“ auch noch seine „Mischwesenhaftigkeit“ – ein Bündel an Elementen, das zum Garant für eine reiche Rezeptionsgeschichte wurde, aber auch für philosophisch-ästhetisch-poetische Reflexionen, etwa in Platons *Phaidros* oder Lukians Dialogen, wo über Kentauren diskutiert wird, und in der *Poetik* des Aristoteles, der Chairemons *Kentauros* als (81) „Mischgedicht“ charakterisiert. All diese z.T. diffizilen und komplexen Überlegungen illustriert B ä r t s c h i mit signifikanten und ausführlichen Textbeispielen (im Original und in Übersetzung) und sichert damit neben dem besseren Verständnis seiner Ausführungen auch weitreichende Einblicke in die antike Literaturgeschichte.

Topographie und Geopoetik sind insbesondere mit den (113) „Urriesen Uranos, Gaia, Okeanos und Tethys“ untrennbar verbunden, da „sie zusammen den Großteil der Welt ausmachen und Erdmasse, Himmel und Weltmeer repräsentieren. Sie nehmen dementsprechend nicht punktuelle Orte, sondern große zusammenhängende Flächen ein und erhalten somit als Urriesen eine Sonderstellung, da sie selbst Raum repräsentieren, der wiederum anderen Riesen als Lebensraum dient.“ Die Geopoetik geht auf Kenneth White („*Éléments de géopoétique*“, in: *L'Esprit nomade*, Paris 1987, 272–293) zurück und legt (115) „einen starken Fokus auf die Erzeugung und Ausgestaltung von Räumen mit literarischen Mitteln“ incl. der Sonderformen Atopos und Chronotopos. B ä r t s c h i macht es sich zur sprichwörtlichen Herkules-Aufgabe, kartographisch darzustellen, (117) „ob die jeweiligen Riesen in die bewohnte Welt der Epen eingeschrieben oder im Gegenteil aus ihr herausgeschrieben werden“.

In den *Posthomerica* lassen sich sämtliche Aspekte zusammenführen. B ä r t s c h i spricht von einem (185) „komplexen literarischen Zusammenspiel“ und erkennt „eine intratextuelle Verknüpfung von Erwähnungen von Riesenfiguren im Werkverlauf und eine intertextuelle Bezugnahme auf Referenztexte der literarischen Tradition“. Tabellen 216, 217 und 220 ermöglichen eine schnelle Übersicht über die Verteilung der Riesenfiguren. B ä r t s c h i sieht in der Dichte der Verweise die Aufforderung zum *second reading*, um tieferes Verständnis zu gewinnen. Zudem haben Riesen (354) „programmatische Funktion“, da sie an „Schlüsselstellen“ auftreten und an den „schwelenden Konflikt zwischen Menschen und Göttern“ gemahnen, an die „fortwährende Aktualisierbarkeit kosmischer Kämpfe“. Die Leser*innen sind gehalten, Vergleiche mit den „Referenztexten“ anzustellen – und Unterschiede zu erkennen. B ä r t s c h i kommt zum Schluss: „Mittels dieses komplexen Spiels, das über intratextuelle, intertextuelle und geopoetische Verweise funktioniert, wird der Text der *Posthomerica* gegenüber der literarischen Tradition geöffnet und erlaubt dem Rezipienten ein vielfältiges Deutungsangebot. Hybride Riesenfiguren, die in vielerlei Hinsicht Grenzen überschreiten und auf einer poetologischen Bedeutungsebene eine solche Hybridisierung von Literatur widerspiegeln, erfüllen in diesem Zusammenhang eine bedeutende Funktion als Katalysatoren, die dieses literarische Spiel in Gang setzen.“

Riesenhafte Fülle und titanenhafte Dichte sind Begriffe, die auch für Arnold B ä r t s c h i s Monographie von signifikanter Bedeutung sind: Die Lektüre seines gehaltvollen Buches, seiner detaillierten Interpretationen der langen Passagen und die Tatsache, dass er seine Ausführungen mit zahlreichen Quer-, Rück- und Vorverweisen ‚spickt‘ und intensiv in seine Quellen eingelezen ist, erfordern hohe Konzentration (und entwickeltes Vorwissen über die präsentierten Texte). Das Setzen weiterer Zwischenüberschriften hätte eventuell etwas Abhilfe und eine Untergliederung geschaffen, die weniger eingearbeiteten Rezipient*innen entgegengekommen wäre. Auf der anderen Seite mag es durchaus als konsequent und stimmig verstanden werden, die eigene Präsentation an den Gegenstand und die vorgestellte Methodik anzu-

passen: B ä r t s c h i legt das an zentralen Werken der antiken Literatur demonstrierte Konzept von Nachwirkung und Variation auf sein eigenes Buch um; *second reading* eröffnet auch bei ihm neue Einblicke.

Sonja Schreiner

Arbogast Schmitt, *Die Moderne und die Antike. Gründe und Folgen des größten Kulturbruchs in der Geschichte Europas*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2019. (Studien zu Literatur und Erkenntnis. 16.) 308 S. ISBN 978-3-8253-4611-9

Dieser Band umfasst neun Kapitel, die ursprünglich als Buch- oder Zeitschriftenbeiträge in einem Zeitraum von knapp dreißig Jahren veröffentlicht wurden. Im Vorwort skizziert der Verfasser, wie diese Studien zusammenhängen und was sie zur Klärung diverser Vorurteile der Neuzeit gegenüber der Antike beitragen können (20). Die von Arbogast Schmitt ebenfalls im Vorwort angesprochenen Wiederholungen, die sich notgedrungen aus einer derartigen Zusammenstellung mehrerer Aufsätze, die um das zentrale Thema der Antike-Moderne-Opposition kreisen, ergeben, scheinen bei einer Lektüre nicht störend. Sie lassen vielmehr wesentliche Inhalte und Argumentationsfiguren deutlich hervortreten. So wird beispielsweise sehr klar, wie mit Platon und Aristoteles die (spezifischen) Leistungen der Wahrnehmung und des Denkens zu analysieren sind; folgt man diesen Analysen, ist es unhaltbar, diesen Denkern mit neuzeitlichen Kritikern der Antike eine Vernachlässigung der Empirie zugunsten eines Deduzierens aus abstrakten Begriffen einerseits und andererseits ein unkritisches Aufgehen in der reichen Anschauung zuzuschreiben. Man kann jene Fassung der Unterscheidungsleistung von Wahrnehmung und Denken im antiken Seinsbegriff fundiert sehen, wie er im ersten Kapitel „Neuzeitliches Selbstverständnis und Deutung der Antike“ dargelegt wird. ‚Sein‘ bedeutet etwas Bestimmtes zu sein. Das Sein stellt das Maß dar, nach dem sich das Denken zu richten hat (36). Aus diesem Maß lässt sich Platons Reflexion darauf erklären, dass sich Rationalität stets auf eine bestimmte Einheit zu richten hat, was zugleich Verschiedenheit, Selbigekeit und viele andere Bestimmungen impliziert, wie sie in der von Platon fundierten *mathesis universalis* expliziert werden. Die Wende auf das Denken bei René Descartes erscheint gegenüber dieser Besinnung auf den Seinsbegriff und die Erkenntnisprinzipien als „eine Wende weg von den eigentlichen Ursprungsprinzipien des Denkens“ (46). Das Verlassen antiker Reflexionsniveaus wird im zweiten Kapitel „Die Wende des Denkens auf sich selbst und die Radikalisierung des Begriffs des Neuen in der Neuzeit“ weiterverfolgt, das seinen Ausgang von der modernen Metaphysikkritik nimmt und als wesentlichen Anfangspunkt der vermeintlichen Neuansätze der Moderne Duns Scotus herausstreicht. Durch Scotus’ Neudeutung der aristotelischen Aussage über die abstrakt-konfuse Wahrnehmung (*Physik I*, 1) ergebe sich die für die kommenden Jahrhunderte maßgebliche Überlastung der Wahrnehmung als des noch unreflektierten Lieferanten aller Inhalte, welche die Rationalität in vorstellungsbasierten Akten der Vergegenwärtigung ordne und aus denen sie abstrahiere. Der Darlegung der mit dieser Trennung verbundenen Problematik ist sowohl der Anhang dieses Kapitels als auch der dritte Abschnitt „Anschauung und Denken bei Duns Scotus“ gewidmet – dieser Beitrag liegt im Vergleich zur Erstveröffentlichung jetzt in überarbeiteter und erweiterter Form vor, was den Leser*innen zusätzliche Belegstellen aus verschiedenen Werken des Duns Scotus bietet. Die Kapitel vier und fünf befassen sich dezidiert mit Platons und Aristoteles’

Stellung zum Thema Empirie. In „Platon und das empirische Denken der Neuzeit“ (Kap. IV) zeigt Schmitt, dass Platon nicht empiriefeindlich war, er sich jedoch an eine jegliche Forschung bestimmende Methode rationeller Bestimmung hält, nämlich an die Hypothese des *eidos* (v.a. 143–147; hier findet sich auch einer der wenigen Druckfehler in diesem sorgfältig redigierten Buch, wenn die „Achillesverse“ des Empirismus aufgezeigt wird, 149). Von Aristoteles' Empirie-Auffassung – das ist ein Gegenstand des Kapitels fünf „Zur Relevanz der aristotelischen Ursachenlehre für empirische Forschung“ –, für die das Widerspruchsaxiom von zentraler Bedeutung ist, solle man die Zuschreibung eines Hylemorphismus im Sinn einer stoischen Unterscheidung einer abstrakten, bestimmungslosen Materie und eines ihr innewohnenden, alles determinierenden Prinzips fernhalten. Aristoteles' Haltung zur empirischen Forschung demonstriert Schmitt anhand einer Analyse der vier von Aristoteles unterschiedenen Ursachen und ihrer möglichen Anwendbarkeit in wissenschaftlichen Untersuchungen. Der sechste Beitrag „Kritische Anmerkungen zum neuzeitlichen Wissenschaftsbegriff aus der Sicht des Altphilologen“ lässt die zeitgenössische Kritik an Galileo Galilei zu Wort kommen. Aufgrund einer fehlenden Metatheorie der Wahrnehmung gerate die moderne Wissenschaftsauffassung in eine Aporie, da sie gegenüber dem vermeintlich unkritischen Vertrauen auf die Wahrnehmung der Antike zwar die Kritik durch die Ratio einfordere, umgekehrt aber anstelle des trockenen Rationalismus scholastischer Begriffsherleitungen die Orientierung an der wahrnehmungsbasierten Erfahrung verlange. „Antike Bildung und moderne Wissenschaft“, das siebente Kapitel, führt die Trennung in Geistes- und Naturwissenschaften, an der auch im gegenwärtigen Wissenschafts- und Methoden-Pluralismus weitgehend festgehalten wird, auf die renaissancezeitliche Abwertung des Quadriviums, das in die Universalmathematik einführen sollte, gegenüber dem Trivium zurück; allmählich schrieb man Disziplinen wie Rhetorik, Literatur oder Geschichte eine eigene Form des Erlebens zu, was konstituierend für die Geisteswissenschaften war. Diesem Vorgang kann man auch die *Querelle des Anciens et des Modernes* zuordnen, der der letzte Abschnitt des Bandes gewidmet ist, der im Vorwort als Einführung empfohlen wird. Den vorletzten Abschnitt nimmt ein ursprünglich als Vortrag konzipierter Text mit dem Titel „Konkretes Denken. Zur emotionalen und praktischen Bedeutung des Wissens im Platonismus und Aristotelismus“ ein, der ebenso von der *Querelle* seinen Ausgang nimmt und der als Zusammenfassung dieses Bandes dienen kann, zumal er zentrale Positionen platonischer und aristotelischer Philosophie und ihre Fortwirkung im sogenannten Neuplatonismus und in der spätantiken Aristoteles-Kommentartradition zur Frage der Reflexion auf die Erkenntnistätigkeit klar herausstellt.

Allgemein lässt sich sagen, dass dieses Werk die inzwischen zahlreichen Buchpublikationen von Schmitt zur Antike-Moderne-Opposition in sehr hilfreicher Weise flankiert, da die einzelnen Kapitel als Detailstudien den Nachvollzug mancher Argumentationsgänge erleichtern. Durchgehend sind die Beiträge im Vergleich zu ihrer Erstpublikation mit Anmerkungen und Verweisen zu neueren Studien des Verfassers sowie anderer Autoren zu dieser Thematik erweitert. Einen Einblick in das bunte und reichhaltige Spektrum an Fragestellungen, die in diesem Band angesprochen werden und die neben den hier skizzierten Feldern beispielsweise auch die Leibphilosophie (72; 235, Anm. 61), Jacques Derridas *différance* (74–76) oder den Wiener Kreis betreffen (z.B. 81–85; 209), kann das Literaturverzeichnis am Ende bieten.

Alfred Dunshirn

Almut-Barbara Renger - Alessandro Stavru (eds.), *Pythagorean Knowledge from the Ancient to the Modern World: Askesis, Religion, Science*. Wiesbaden: Harrassowitz 2016. (Episteme. 4.) VI + 579 S. ill. ISBN 978-3-447-10594-1. ISSN 2365-5666

Der umfangreiche Sammelband nähert sich pythagoreischem Wissen seit seiner Entstehung an. In ihrer „Preface“ stellen die Reihenherausgeber*innen Andrew James Johnson und Gyburg Uhlmann den SFB 980 „Episteme in Motion. Transfer of Knowledge from the Ancient World to the Early Modern Period“ und die Reihe „Episteme in Motion. Contributions to a Transdisciplinary History of Knowledge“ vor. Die Bandherausgeber*innen Almut-Barbara Renger und Alessandro Stavru resümieren in ihrer „Introduction“ den Forschungsstand und präsentieren in gebotener Kürze die aus einer Konferenz im Oktober 2013 an der FU Berlin hervorgegangenen 30 Beiträge zu sieben großen Themengebieten. Analog zu den Aufsätzen bietet auch die Einleitung ein gut sortiertes Literaturverzeichnis.

Der Abschnitt „Orphika“ eröffnet den Band und umfasst drei Beiträge: Alberto Bernabé behandelt „Transfer of Afterlife Knowledge in Pythagorean Eschatology“ und betont die Komplexität des (17) „fate of souls after death“ und „the blurred lines between Pythagoreans and Orphics“. Sein Anliegen ist das Schließen einer Forschungslücke, da sich Pythagoreismuskforscher*innen kaum für pythagoreische Jenseitsvorstellungen interessieren und dementsprechend nur wenige einschlägige Publikationen vorliegen. Systematische Auflistungen zentraler Punkte dienen als übersichtliche Einführung zu den Spezialabschnitten, die unter physi(kali)schem Gesichtspunkt die Seele als harmonisches und ätherisches Element vorstellen, die religiösen Aspekte von Belohnungen und Bestrafungen im Jenseits thematisieren und die Metempsychose und die Seele im Himmel als himmlischen Körper und göttliches Wesen beleuchten – stets mit zahlreichen Quellenangaben, die die verschiedenen Zugänge einer Fülle von Autoren zuordnen. Bernabé kommt zu dem Schluss, dass Orphikern und Pythagoreern die Trennung von Seele und Körper gemein ist, die Orphiker das konkrete Bild des Lebens nach dem Tod aber als zentraler betrachten, während die Pythagoreer andere Prioritäten setzten, etwa zwischen Transmigration und Deifikation unterschieden (29): „For all these reasons, we do not find a systematization of eschatological ideas in the Pythagorean sphere as we do in the Orphic sphere (or perhaps it would be best to say that we find traces of diverse discordant systematizations).“ – Francesc Casadesús Bordoy bezeichnet in „The Appropriation of the Figure of Orpheus and Orphic Doctrines: An Example of Pythagoras’ Artful Knavery (*kakotechnie*)?“ Pythagoras als (31) „mythicized figure“, die entscheidend für das Verständnis von Wissen(schaft) ist. Charakteristisch für ihn ist insbesondere die Kompilation von auf unterschiedliche Gebiete verteiltem Wissen; das betrifft geographische Streuung ebenso wie kulturelle, soziale und religiöse Unterschiede. Pythagoras wird zum Pionier der Philosophie und setzt sich der Kritik aus – allen voran derjenigen des Heraklit, überliefert bei Diogenes Laertius. Bei aller Wertschätzung für den breiten Wissenshorizont des Pythagoras wird sein „Sammeltrieb“, das Zusammentragen fremden Wissens, kritisiert. Diogenes Laertios diskutiert Pythagoras’ Autorschaft, und Bordoy wirft die Frage auf, ob Pythagoras selbst seine Schriften Orpheus zugeschrieben hat, was zu seiner (39) „tendency to establish his direct relation with the gods or extraordinary figures“ passen würde. In weiterer Folge mutierte Orpheus zum Lehrer des Pythagoras, und die frühesten Zeugnisse über Pythagoras (41–42) „seem to confirm that the accusation of what Heraclitus qualified as *kakotechnie* could be

related to the appropriation of knowledge learned in Egypt about the soul's immortality and diverse ritual practices, which would have ended up being compiled in a sacred discourse, a *hiros* [sic] *logos*, whose authorship, finally, would end up being attributed to Orpheus.“ BORDOY zieht die Schlussfolgerung, dass Heraklits kritische Haltung eine Reaktion auf Pythagoras' neuen und revolutionären Zugang zum Wissenschaftsverständnis ist (43): „Owing to his open and well travelled outlook, this *sophia* was transformed into *philosophia*.“ – Luc BRISSON setzt in „The Making of Pythagoreanism: Orpheus, Aglaophamus, Pythagoras, Plato“ den Pythagoreismus über Zwischenstufen in enge Beziehung zum Platonismus. Iamblichos wird zu einer zentralen Figur: Er versteht pythagoreische Philosophie als mathematisch, als *quadrivium* und somit als reine Vorbereitung auf die wahre Philosophie – und das ist die platonische. Um einen nahtlosen Übergang zur *Politeia* und zum *Parmenides* zu gewährleisten, rückt er Pythagoras in die Nähe des Orphismus: Pythagoreismus wird zu einer Art Offenbarungsreligion. Aglaophamus erkennt im *Timaios* pythagoreische Einflüsse, Proklos und die Schule von Athen verstanden Platon als Theologen, dessen Theologie wiederum bis auf Pythagoras, die Chaldäischen Orakel, Orpheus, Homer und Hesiod zurückreicht.

Der zweite Abschnitt – „Metempsychosis“ – greift manches aus dem zur Orphik auf und besteht aus vier Beiträgen: Richard MCKIRAHAN eröffnet ihn mit „Philolaos on the Soul“ und konzentriert sich auf dessen Ablehnung der Metempsychose und Numerologie. An signifikanten Textpassagen entwickelt er Philolaos' Strukturtheorie der Realität, stellt sein Konzept der Seele als *harmonia* vor, gibt Einblicke in seine Nachwirkung und diskutiert mit guten Argumenten (un)echte Philolaos-Fragmente. – Sylvana CHRYSAKOPOULOU beantwortet die Frage „Is Parmenides a Pythagorean? Plato on *Theoria* as a Vision of the Soul“ positiv (und auf Basis zahlreicher Texte, die weit über Platon hinausreichen). Den platonischen Konzepten von Schönheit und (kosmischer) Musik kommt eine zentrale Rolle zu (90): „Similarly to the vision of truth which cannot be seen with the eyes, such music is not audible to the ears, but is again visible to the eyes of the soul during its preincarnate state. The beauty of the universe can only be ‚heard‘ by the *Nous*, which transcends all senses by comprising them.“ Die platonische Synästhesie folgt dabei Parmenides und Empedokles, das Verständnis von Schönheit, musikalischer Harmonie, Seele und Philosophie Pythagoras. – Gabriele CORNELLI eröffnet „Aristotle and the Pythagorean Myths of Metempsychosis“ mit einem Überblick über die wichtigsten Überlegungen zur Seelenwanderung auf Basis der Darstellung des Porphyrios. Offenkundige Berührungspunkte zu Aristoteles ergeben sich daraus zunächst nicht, weswegen Cornelli bei voraristotelischen Zeugnissen beginnt und sich dann *De Anima* zuwendet (97): „The soul, in the elegant image of Aristotle, resembles an art. As such, it requires its own instrument, that is, a body. This is contrary to the assumption of the Pythagorean myths that any soul can enter any body.“ Als pythagoreische Mythen bezeichnet Aristoteles die frühen pythagoreischen Doktrinen, (101) „probably recognizing proto-Pythagoreanism as the source of these doctrines on the immortality of the soul and its transmigration. Aristotle thus becomes one of the most reliable sources for the attribution of the theory of metempsychosis to the older Pythagoreans.“ – Bernd ROLING beschäftigt sich in „Pythagoras and Christian Eschatology: The Debate on the Transmigration of Souls in Early Scholasticism“ mit Pythagoras-Rezeption im Mittelalter. Er beginnt bei der Verfügbarkeit von Texten. Ethische Werke, Kompilationen populärer Philosophie und Sammlungen von *summae* und *sententiae* sind entscheidend. Das Zielpublikum ist disparat und reicht von einer breiteren Öffentlichkeit bis zu einem elitären akademischen Zirkel. ROLING fokussiert

auf Enzyklopädisten (Johannes von Salisbury, John of Wales, Walter Burghley oder Vinzenz von Beauvais), auf Predigerliteratur wie John of Bromyards *Summa praedicatorum*, auf sog. Laienspiegel (z.B. John of Hovedens *Speculum laicorum*) und auf pythagoreische *Enigmata*. Der Seelenwanderung kommt – wenig überraschend – besondere Bedeutung zu, etwa bei William of Auvergne, der wiederum Wirkung auf Albertus Magnus und Thomas Aquinas entfaltet hat. Auch die Diskussion körperlicher Auferstehung (z.B. bei Durandus, Duns Scotus und Petrus de Palude) steht in dieser Tradition. Noch bei Bulstrode Whitelocke (1692) wurde Seelenwanderung als Alternative zu christlicher Eschatologie präsentiert.

Acht Beiträge widmen sich dem Komplex „Tropos tou biou“: Maurizio Giangliulo konstatiert in „Aristoxenus and Timaeus on the Pythagorean Way of Life“, dass Platon der erste war, der den pythagoreischen Lebensstil erwähnte. In Kontrastierung mit Homer schildert er die persönliche Beziehung des Pythagoras zu seinen Schülern und diese als eine Gemeinschaft von Freunden. Seine Hinwendung zur *vita activa* beeindruckte eine große Anzahl von Autoren. Mit einer Auswahl an Texten und überlegt, geradezu in Form eines Forschungsberichts eingearbeiteter Sekundärliteratur erläutert Giangliulo die Zugänge von Aristoxenos (polemisch) und Timaeos von Tauromenium (neutral aus der Außenperspektive). – Claudia Montepaone und Marcello Catarzi untersuchen „Pythagorean *Askesis* in Timycha of Sparta and Theano of Croton“. Beide Pythagoreerinnen sind im Katalog des Aristoxenos aufgeführt. Bereichernd an dem Beitrag ist die männliche Präsentation weiblicher Askese durch Iamblichos und Proklos (147): „In the events involving the Pythagoreans Timycha and Theano, two co-ordinates clearly emerge, namely excellence and normality, which define and enclose an area of possible intermediate shades of meaning relating to the field of application of the female Pythagorean *askesis*.“ – Ilaria Ramelli datiert in „The *Sentences of Sextus* and the Christian Transformation of Pythagorean Asceticism“ die *Sextii Sententiae* in das späte 2. Jh. Paganen Substrat wird für ein christliches Umfeld adaptiert. Einleitend widmet sich Ramelli der Überlieferungsgeschichte und listet Parallelen zu und Allusionen auf pagane wie christliche (Schlüssel)texte auf. Die Sammlung zeigt, wie ein christlicher Autor pythagoreisches, stoisches, kynisches und platonisches Gedankengut adaptierte. Die Rezeptionsgeschichte zeigt christliche Askese vor der Etablierung des Mönchtums, die weite Distribution beweist die Kontinuität asketischer Ideale über Glaubensgrenzen hinweg. Dabei kommt auch Origenes ins Spiel, der als Weiser, nicht als Häretiker erscheint. – Irini Fotini Viltanioti analysiert „Porphyry’s *Letter to Marcella*. A Literary Attack on Christian Appropriation of (Neo)Pythagorean Moral Wisdom?“, eines seiner spätesten Werke. Über Porphyrios’ Frau Marcella ist wenig bekannt, als Abfassungsgrund wird ihre Traurigkeit über seine Abreise gesehen. Porphyrios’ Rückgriff auf Pythagoras hat seinen Ursprung in Sextus’ *Sententiae* – mit einer klaren Absicht (169): „Porphyry would have intended to reappropriate the Pythagorean moral wisdom previously appropriated by the Christians, by resituating it within its original pagan context. A great part of his project in the *Letter to Marcella* would thus have been a carefully crafted literary attack on Christian appropriation of Pythagoreanism, an attack cunningly dissimulated under the garment of intimate correspondence. The letter’s purpose would have been to defend Hellenism against Christianity, and, within this distinctively anti-Christian framework, would thus have been pedagogical.“ Von Erfolg gekrönt war dieser Versuch nicht, denn der Pythagoreismus war bereits zu tief verankert (170): „Yet, nonetheless, this is a story of victory: by quering new, fertile ground, Pythagoreanism won.“ Eine 12seitige synoptische Tabelle ermöglicht den Nachvollzug der Parallelen zwischen Porphyrios und Sextus. – Luca Arcari zeigt in „Reinventing the Pytha-

gorean Tradition in Pseudo-Justin's *Cohortatio ad Graecos*“ Pythagoras als einen von mehreren (185) „great Greek thinkers and poets as in conflict with each other, arguing that when they did produce true statements, as sometimes happened, they did so in dependence on Biblical texts.“ A r c a r i analysiert die entscheidenden Passagen, vergleicht sie mit dem *Protrepticus* von Clemens von Alexandria und stellt eine apologetische Sicht auf Pythagoras aus der Spätantike vor (191): „The anonymous author of *Coh. Gr.* stresses that Pythagoras, like Orpheus, Homer, Solon, Plato, and some others, had been to Egypt and taken advantage of Moses' enquiry, and they then divulged doctrines concerning the gods which were the opposite to those promulgated before.“ – Auch Dirk B a l t z l y beschäftigt sich mit der Spätantike. In „Transformations of Pythagorean Wisdom and Psychic ἄσκησις in Proclus' *Timaeus Commentary*“ zeigt er auf, wie spätantike Platonisten platonische Dialoge zur Kommunikation pythagoreischer Weisheit nützten. Als instruktives Beispiel nützt er die Planetenordnung im *Timaios* und stellt chaldäische, platonische und Philolaos' pythagoreische Ordnung nebeneinander. – Ada P a l m e r beleuchtet „The Active and Monastic Life in Humanist Biographies of Pythagoras“ und sieht in (212) „the presentation of ancient philosophers' lives“ deutlich mehr als den Willen zu informieren, nämlich „an apologetic act of self-fashioning“. An Arcerius, Aurispa, Beroaldo, Ficino, Maffei, Neander, Pico und Reuchlin zeigt sie die humanistische Aneignung der Figur des Pythagoras (225): „These biographical sketches are the fruits of a deeply pious Renaissance, pious but open-minded, secularizing only in retrospect when we as moderns look back at this interest in a figure we label mathematician and scientist, but who humanists just as validly labelled monk and priest. From their own perspective they were not secularizing as they pulled lost knowledge from the pre-Christian past, rather they were sanctifying, healing, exposing a sacredness that they believed had always been, like the Pythagorean monad, one.“ – Jan N. B r e m m e r nähert sich in „Richard Reitzenstein, Pythagoras and the *Life of Antony*“ wissenschaftsgeschichtlich und methodenkritisch den Parallelen zwischen Neupythagoreern und Athanasios (231): „However, we get into a game of *obscurum per obscurius* when Reitzenstein claims Pythagorean influence without being able to offer convincing parallels between Athanasius and specific texts that have survived. There is also the *ars nesciendi*, which was not Reitzenstein's strongest point. Still, there can be no doubt that he demonstrated that Athanasius (or his source) used, directly or indirectly, a biography of Pythagoras.“ Nach einem *tour d'horizon* durch die moderne Forschung stellt B r e m m e r die Pythagoras-Biographie von Porphyrios und diejenige des Antonius von Athanasios einander gegenüber und kommt in Bezug auf Askese und Märtyrertum zu dem Schluss, dass (240) „he not only took over themes from the Pythagorean tradition, but also represented his protagonist as a kind of anti-Pythagoras. [...] That is why Antony had to be represented as recognizable in comparison with Pythagoras himself and his followers, but also as very different.“

Drei Beiträge sind dem Feld „Dietetics & Medicine“ zugeordnet: Stavros K o u l o u m e n t a s hebt in „The Pythagoreans on Medicine: Religion or Science?“ die medizinischen Lehrmeinungen der Pythagoreer von denen zeitgenössischer Denker in der *Magna Graecia* ab (249): „Unlike Alcmaeon, Parmenides, Hippo and Empedocles who attempted to explain a number of biological functions in rational terms, the Pythagoreans, with the exception of Philolaus, did not tackle key questions pertaining to medicine, such as the constitution of the body, the aetiology of health and disease, and the processes of reproduction and sex differentiation. Rather they were mostly interested in the interface between medicine and the rules that should govern life.“ K o u l o u m e n t a s zeigt das an gesundheitsfördernder Ernäh-

rung, moderater Sexualität und Embryologie. Mit Ausnahme von Philolaos begriffen die Pythagoreer Medizin weniger als Naturwissenschaft als vielmehr als (260) „discourse about well-being [...] built on their core ideas concerning purification, proportion, social organization and numbers [...]. Even Philolaos, who represents the scientific aspect of Pythagoreanism, seems to integrate a moral norm into his embryology in order to illustrate a microcosmic process.“ Medizinische Theorie und philosophisches System gehen eine produktive Einheit ein. – Andrew Barker stellt in „Pythagoreans and Medical Writers on Periods of Human Gestation“ Sieben- und Neunmonatskinder ins Zentrum und in enge Verbindung zur Zahlensymbolik und -theorie (271): „We can conclude that the people who first devised the explanations of the viability of seven-month and nine-month infants took the essential components of their explanations from Hellenistic discussions of the Platonic World Soul, and that their originality lay only in their use of this material to account for supposed facts about periods of gestation.“ – Hynek Bartoš eröffnet „Iamblichus on Pythagorean Dietetics“ mit einem signifikanten Passus aus *Vit. Pyth.* 29, definiert Gesundheit über das richtige Verhältnis von Ernährung und Bewegung und stellt Bezüge zur Überlieferung im *Corpus Hippocraticum* her. Ab dem 4. Jh. war Diätetik unter griechischen Intellektuellen populär. Wohlbefinden wurde zur Selbstverantwortung, ebenso Vorsorge. Die pythagoreische Tradition wurde zum idealen Vektor (288): „Iamblichus’ story is most probably based on a Pythagorizing interpretation of one single treatise, which represents the crowning achievement of ancient Greek medical dietetics.“

Der Abschnitt „Music“ besteht aus nur zwei Beiträgen: Antonietta Provenza präsentiert „The Pythagoreans and the Therapeutic Effects of the Paean between Religion, *Paideia*, and Politics“. Porphyrios und Iamblichos sind ihre Hauptquellen. Zu den pythagoreischen Werten von Maß(halten) und Stabilität fügt sich der kathartische Einsatz von Musik zur Verbesserung von Charakterzügen und Verhaltensweisen (302): „The close collaboration between medicine and music [...] therefore produces temperance and dignity in individuals, and also becomes instrumental, within the whole society, to the establishment of harmony bringing stability and order.“ – Emidio Spinelli stellt die einprägsame Frage „Are Flute-Players Better than Philosophers?: Sextus Empiricus on Music, Against Pythagoras“. Erstmals wird (306) „Pythagoras’ presence in Sextus Empiricus’ references and citations“ statistisch ausgewertet. Dieselbe therapeutische Wirkung, die Sextus Musik zuschreibt und dabei Pythagoras schildert, wie er einen Flötenspieler dahingehend einsetzt, ist auch bei Galen zu finden, allerdings nicht mit Pythagoras, sondern mit Damon im Zentrum – und auch die Tonart ist eine andere (315): „Pythagoras and Damon had identified certain musical rhythms (the specifically spondaic rhythm in the one case, and the more generally Doric rhythm in the other) as a means of bringing about subjective as well as objective moral improvements.“ Gemäß Spinelli kritisiert Sextus, dass Pythagoras lediglich Symptombekämpfung betreibt. Das hat Auswirkungen auf seine Einschätzung des Sextus Empiricus (317): „Whatever the exact relation between the two authors, it cannot be presented in terms of a passive dependence of Sextus upon Epicurean material. If Sextus ever made use of this material, he knew how to reframe it, abridge it, and redeploy it in an original way. All this may suffice to demonstrate that Sextus was no slave to his sources, and may help us ditch the annoying label of ‘stupid copyist’ that is all too often applied to him.“

Das Kapitel „Number & Harmony“ gehört mit seinen sechs Beiträgen zu den komplexesten des gesamten Buchs – unabhängig vom individuellen mathematischen Verständnis: Leonid Zhmud wirft die Frage auf „Greek Arithmology: Pythagoras or Plato?“ und beginnt

mit einer Definition des Terminus, indem er Arithmologie von der (allgemeineren) Zahlensymbolik abhebt und auf ihre Ähnlichkeit zur Doxographie hinweist. In einem langen Abschnitt macht sich Zhmud auf die Suche nach arithmologischen Passagen in (pseudo-)pythagoreischen Schriften und sieht aufgrund der Überlieferungslage und -stränge den Ursprung der Disziplin jedenfalls nicht bei Pythagoras (344): „Now, let us imagine for the sake of argument that some fourth-century Pythagoreans unknown to us did set forth such an oral doctrine before Plato and the Academy. Then it would have been available only to Aristotle (for nobody else testifies to it) and would have disappeared after him, leaving no traces in the classical and Hellenistic tradition except for the Early Academy.“ Eine irrtümliche Zuschreibung platonischer Positionen zu Pythagoras sei freilich nicht ausgeschlossen. Zhmud endet in Aporie (345): „Consequently, this Aristotelian fragment becomes an effective alternative to the origin of arithmology as described above, for it contains basically everything that arithmology is about and thus makes unnecessary the entire historical evolution of the genre. Another alternative would be to consider to what extent exactly this fragment is indeed Aristotelian.“ – Eugene Afonasin bespricht „Pythagorean Numerology and Diophantus’ *Arithmetica*: A Note on Hippolytus’ *Elenchos* I 2“. Nach Hippolytos geht Pythagoras’ Zahlentheorie auf die Ägypter zurück, wenngleich seine eigene Darstellung nichts Derartiges enthält. Afonasin bringt Diophantos ins Spiel, der im Unterschied zu heute von seinen Zeitgenossen kaum wahrgenommen wurde (351): „Hippolytus’ text can clearly serve as a good and virtually neglected *terminus ante quem* for the dating of Diophantus.“ In weiterer Folge listet er Belege für Diophantos in der Literatur auf, geht seiner Wirkung(smacht) nach und kommt zur haltbaren These, dass diverse der vorgestellten Schul- und Textbücher (357) „were in fact influenced by earlier arithmetical works, of which Diophantus’ *Arithmetica* was the most advanced example“. – Anna Izdebska analysiert in „The Pythagorean Metaphysics of Numbers in the Works of the Ikhwān al-Ṣafā’ and al-Shahrastānī“ den Einfluss des Pythagoras auf dem Weg des Œuvres von Nikomachos von Gerasa auf arabische Intellektuelle. Sie stellt die genannten Gelehrten vor und hebt Gemeinsamkeiten und Unterschiede hervor: al-Shahrastānī wählt einen historischen Zugang, Ikhwān al-Ṣafā’ einen philosophischen; der religiöse Aspekt ist jedoch identisch (371): „For our Arabic authors, this monotheistic and creationist worldview is closely related to Neoplatonic emanationism and the hierarchy of hypostases, to which any presentation of Pythagorean metaphysics is always adapted. This is the lens through which our Arabic authors perceive Pythagorean metaphysics.“ al-Shahrastānī ist näher an den Originalquellen und an der griechischen Philosophie, (372) „the approach of the Ikhwān was creative and consistent, and accompanied by reflections on the concept, which they decided to absorb into their own philosophy. As a result, the genuine historical doctrine was of interest to them in so far as it was helpful for describing reality in their own way.“ – Christiane L. Joost-Gaugier steuert mit „Pythagoras and the ‘Perfect’ Churches of the Renaissance“ den kürzesten Beitrag des gesamten Bandes bei (7 Seiten). Überzeugend und konzis stellt sie dar, wie Leon Battista Alberti, beeinflusst von Kardinal Bessarion und Nicolaus Cusanus, seine visionären auf pythagoreischen Konzepten basierenden Ideen architektonisch beim Kirchenbau umsetzte und zahlreiche weitere Künstler maßgeblich beeinflusste (380–381): „This led them to conceive, especially through the eyes of Bramante and Michelangelo, of the most important church of Christendom, Saint Peter’s, as a centralized plan (with four arms of equal length) articulating a perfectly centralized building composed of unifying Pythagorean shapes and numbers that expressed perfect harmony. Thus, in reflecting the cosmic structure and God’s ordering of the world, some of the greatest architectural

monuments of the Renaissance owed their modernity to an inspirational force that, paradoxically, was conceived in the distant past.“ – Wilhelm Schmid-Biggemann stellt in „Kabbalah as a Transfer of Pythagorean Number Theory: The Case of Johannes Reuchlin’s *De Arte Cabalistica*“ Reuchlins Traktat Buch für Buch vor, bezieht *De Verbo Mirifico* mit ein und widmet sich dem mythologischen Messianismus, der Metempsychose und der kabbalistischen und pythagoreischen Zahlentheorie. Reuchlin prägte die christliche Kabbalah bis Spinoza und darüber hinaus (394): „His claim that the Pythagorean tradition was the purest form of the original Kabbalah in the Greek tradition contributed to the speculative and theological esteem enjoyed by Pythagoreanism. [...] It is thanks to Reuchlin’s adaptation of Jewish traditions into Christian theosophical and philosophical speculation that Kabbalistic techniques and Kabbalistic symbolism become acceptable in the Christian context.“ – Samuel Galsón beleuchtet in „Unfolding Pythagoras: Leibniz, Myth, and *Mathesis*“ Leibnizens Pythagoras-Verständnis, das anfangs von seinem Jenaer Lehrer Erhard Weigel beeinflusst war und sich später mehrfach Wandlungen unterzog (407): „The Pythagorean tradition not only offered philosophical concepts to express this unfolding, it evolved them through its own transformations as a tradition. Similarly, Leibniz’ Pythagoreanism is expressed in the staggering multiplication of models and approaches, drafts and fragments, that constitute his *Nachlass* – in the way in which this multiplicity unfolds – as well as in each and every finite contribution, though with varying degrees of clarity and obscurity.“

Das Abschlusskapitel „Refractions“ stellt Pythagoras in einen globalen Kontext und erschließt Felder, die bislang – abgesehen von Spezialist*innen – außerhalb des Horizontes lagen: So beleuchtet Tengiz Iremadze „The Pythagorean Doctrine in the Caucasus“, indem wichtige Proponenten der kaukasischen Philosophie vorgestellt werden (David Anaht, Ioane Petritsi, Anton Bagrationi, Iona Khelashvili). Pythagoras, Platon und Aristoteles stehen für kaukasische Denker der Spätantike, des Mittelalters und der (Frühen) Neuzeit auf einer Stufe. Iremadze hat den wichtigen ersten Aufarbeitungsschritt getan und schließt mit der Anregung zu weiteren Arbeiten (420): „The indisputably interesting task of future research in this area will be to show how Pythagoras’ religious teaching and mysticism was reflected in the Caucasus.“ – Beate Ulrike Lasa geht mit „Ibn Sīnā’s and Al-Ghazālī’s Approach to Pythagoreanism“ in den arabischen Raum und stellt die besprochenen Werke in ihrer jeweiligen pythagoreischen Prägung eingängig vor (434): „Ibn Sīnā and Al-Ghazālī [...] follow an Aristotelian approach to Pythagoreanism. [...] Both authors are convinced that no insights can be gained into the divine knowledge via the Pythagorean approach. Ibn Sīnā explains much more explicitly in his account the reasons for his rejection of Pythagoreanism, which he contends is based on erroneous mathematics that communicates a false understanding of unity and consequently arrives at a wrong conception of God.“ Weil Al-Ghazālī mit dessen Werk vertraut war, verzichtet er auf ähnliche Begründungen: „The Aristotelian criticism he refers to, however, is the Avicennian perspective of Pythagoras with which Al-Ghazālī was familiar from the *Ilāhiyyāt*. This is astonishing given that Al-Ghazālī usually represents himself as an author who is rather critical of Aristotelianism, as is also borne out in the work examined here.“ – Denis Robichaud betont in „Marsilio Ficino and Plato’s Divided Line: Iamblichus and Pythagorean Pseudepigrapha in the Renaissance“ Ficanos Rolle für die Platon(ismus)-Rezeption und erläutert dies an einer Fülle von (übersetzten) Textpassagen. Der Beitrag macht Ficanos Arbeitsweise deutlich und ermöglicht die Identifikation der (449) „Pythagorean books the Florentine believed Plato had at hand while composing his own dialogues. Thus for Ficino Brotinus and Archytas were to Plato what Aglaophamus was to Pythagoras, namely

intermediary spokespersons.“ Bezogen auf die Linie bedeutet das (449–450): „The line, although precisely divided, remains unified. Ficino, following Iamblichus, therefore retrojects one [of] the most central aspects of Neoplatonism, emanation, onto a Pythagorean source before Plato. Iamblichus and Ficino’s understanding of Pythagoreanism is therefore – oddly enough – in agreement with Aristotle’s [...]. Just as his divided line remains a single unit so the divisions in Ficino’s progressive unfolding of the *prisca theologia* remains continuous and unitary.“ – Hanns-Peter Neumann konzentriert sich in „Pythagoras Refracted: The Formation of Pythagoreanism in the Early Modern Period“ auf die Rolle des französischen Jesuiten Michel Mourgues und sein einflussreiches Werk *Plan Théologique du Pythagorisme, et des autres Sectes Scavantes de la Grèce* (1712). Als erster (oder zumindest einer der ersten) prägte er den Begriff ‚Pythagoreanismus‘ und stellte sich gleichzeitig in eine lange Tradition. Pythagoras steht für das Prinzip *ex oriente lux* (458): „Since Pythagoras was seen as the first Western philosopher to systematize and politicize the ancient oriental wisdom, ‘Pythagoras’ became an important label in early modern times, especially in the course of the seventeenth century. His name was considered a sort of *pars pro toto* for the oriental origin of occidental wisdom, which manifested itself later in Platonism and Neoplatonism, and thus became one of the main arguments for connecting Hebrew wisdom, Greek philosophy and theology, the Christian philosophy of the Church Fathers, and ‘modern’ science.“ Das führte dazu, dass gegensätzliche Wissenschaftler als ‚Pythagoras‘ bezeichnet wurden: Neumann nennt Newton (in der Abhandlung *An Account of Sir Isaac Newton’s Philosophical Discoveries* des Schotten Colin Maclaurin von 1748) und Leibniz und Wolff (in Andreas Clavius’ *Bericht von dem gefährlichen Vorurtheile, worin die Lehre von den Elementen der Körper zu diesen Zeiten geraten ist* aus demselben Jahr) als Beispiele (462): „Consequently, Pythagoreanism could be and was refracted in different directions, which shows all the more the importance it gained in the course of the seventeenth and eighteenth centuries as a political, scientific, philosophical, and theological label and argument.“

Eine umfangreiche „Appendix: Three Texts on Pythagorean Way of Life“ enthält „Pythagoras, the Wandering Ascetic: A Reconstruction of the *Life of Pythagoras* According to al-Mubashshir ibn Fātik and Ibn Abī Uṣaybi‘a“ von Emily Cottrell und „Two Humanist Lives of Pythagoras“ von Ada Palmer. In ihrem umfangreichen Beitrag gibt Cottrell eine historische Einführung und bietet ausführliche Quellenstudien, eine Konkordanz, eine englische Übersetzung der arabischen Biographie des Pythagoras (basierend u.a. auf Porphyrios) und einen ausführlichen Kommentar. Palmer beschränkt sich auf eine kleine Einleitung und den Abdruck zzgl. Übersetzung von Raffaele Maffei’s *Pythagoras-Vita* (1506) und derjenigen des Michael Neander (1559). Dieser Teil der Appendix versteht sich als Ergänzung zu ihrem Aufsatz im Kapitel „Tropos tou biou“. Die Texte entstanden (519) „in very different scholarly worlds: pre-Reformation Italy and post-Reformation Germany. Yet the treatments are closely linked, since the later took the former as its model. Neither was composed as an independent work – indeed all known Renaissance lives of Pythagoras were composed as subsections of larger texts.“ – Vier „Indexes“ (Themen, Stellen, antike Namen, mittelalterliche und moderne Namen) und Kurzbiographen der Autor*innen runden den Band ab und sind auch unverzichtbar, da die Editor*innen auf Querverweise zwischen den Einzelbeiträgen verzichtet haben. Das große Verdienst des Bandes liegt darin, Pythagoras (und mit ihm den Pythagoreismus) in all den Facetten zu präsentieren, die ihn ausmachen – und dem Reduktionismus auf Mathematik und Vegetarismus nachhaltig ein Ende bereitet zu haben.

Sonja Schreiner

Αλεξάνδρα Ροζοκόκη, Η αρνητική παρουσίαση των Ελλήνων στην *Αλεξάνδρα* του Λυκόφρονα και η χρονολόγηση του ποιήματος – Alexandra Rozokoki, The negative presentation of the Greeks in Lycophron's *Alexandra* and the dating of the poem. Athens: Korali 2019. 110 S. ISBN 978-960-9542-63-0

Die Rechtfertigung des informativen Bändchens als Einzelpublikation und nicht als längerer Aufsatz in einer wissenschaftlichen Zeitschrift ist gleichzeitig seine Spezialität: Rozokoki's Abhandlung ist zweisprachig; sie bietet die neugriechische Originalversion (9–51) und zur Erreichung eines größeren Zielpublikums eine gut lesbare englische Übersetzung (53–98). Folgerichtig liegt auch der „General Index“ in beiden Sprachen vor. (Nur bei der „Bibliography“ kommt dieses Prinzip nicht zur Anwendung.)

Rozokoki gliedert ihre Studie in vier Kapitel: Auf „An outline of the heroes“ folgt „The poet's audience – The intent behind the composition of the *Alexandra*“, weiters „The prophecies concerning the glory of Rome“ (untergliedert in zwei Untersuchungen zu vv. 1226–31 und 1446–50) und schließlich „The identity of the poet“.

Überzeugend weist sie nach, dass und insbesondere wie Lykophron die griechischen Kämpfer vor Troja negativ zeichnet, sie damit – bis auf signifikante Ausnahmen – abwertet und im Gegenzug eine protrojanische Haltung demonstriert (und so eine prorömische Position einnimmt, galt Rom doch als neues Troja). Lediglich Herkules, die Dioskuren, Diomedes, Philoktet und der Arzt Podalirius erfahren keine schlechte Bewertung, da sie in unterschiedlichen Regionen Italiens (kultische) Verehrung genossen.

Rozokoki geht von römischem Zielpublikum aus und plädiert dafür, dass Lykophron im südlichen Italien ansässig war und enge Beziehungen zu Rhegium hatte. In seiner Darstellung wird aus der *Magna Graecia* gleichsam *Nova Troia*. Als Abfassungszeitpunkt wird die Zeit nach der Niederlage des Pyrrhus und der Kapitulation von Tarentum wahrscheinlich gemacht.

Die beiden herausgegriffenen Passagen unterstreichen römische (vormals trojanische) Vorherrschaft in Italien und diejenige Europas über Asien (in der Tradition des Makedonen Alexanders der Großen).

Den Autor der *Alexandra* setzt Rozokoki mit dem alexandrinischen Dichter und Grammatiker Lykophron von Chalkis gleich. Anhand von Scholien und an mikrophilologischen Untersuchungen betreibt die Verfasserin ausgewählte Quellenstudien (v.a. zu Scylla und zu den Messenern) und stellt Überlegungen zum Titel an: *Alexandra* bezieht sich auf den Cassandra-Kult. Darin sieht sie das schönste Geschenk an die Römer – zu einem Zeitpunkt, da die Städte der *Magna Graecia* römischer Herrschaft unterworfen sind (93): „Whatever the distress of the Greeks of south Italy, they were obliged to bow down before victorious Rome and yield to the vanquisher's preeminence. Even more so when a goddess, as revered by Greeks and non-Greeks alike as was Alexandra/Cassandra, suggested it.“

Sonja Schreiner

Josephus Latinus, *De Bello Iudaico*, Buch 1, herausgegeben und kommentiert von Bernd Bader. Stuttgart: Franz Steiner 2019. (Palingenesia. 119.) 256 S. ISBN 978-3-515-12430-0 (Print). 978-3-515-12432-4 (E-Book)

Bernd Bader ist seinerzeit durch seine Dissertation „Szenentitel und Szeneneinteilung bei Plautus“ (Tübingen 1970) bekannt geworden. Nach diversen wissenschaftlichen Positionen, u.a. am *Thesaurus Linguae Latinae*, hat er sich dem Bibliothekswesen zugewandt und auch speziell zum Bestand der Hss.-Sammlung der Universität Gießen gearbeitet, deren Vorstand er zuletzt war. Dabei stieß er auch auf einige Fragmente der lateinischen Übersetzung des Flavius Josephus, die er bearbeitete und edierte, ein erster Schritt zu dem hier zu besprechenden wichtigen Unternehmen, der Edition des Flavius Josephus Latinus.

In seiner Einleitung gibt Bader die Voraussetzungen zu dieser Ausgabe. Der jüdische Historiker Flavius Josephus (37/38 – etwa 100 n. Chr.) hat bekanntlich zwei Hauptwerke in griechischer Sprache hinterlassen: *De Bello Iudaico* (*BJ*) über den Aufstand gegen die Römer bis zur Zerstörung Jerusalems, und die *Antiquitates Iudaicae* (*AJ*). Beide Werke waren für die antiken Christen von größtem Interesse, wurden allenthalben gelesen und in der Spätantike ins Lateinische übersetzt. Den Verfasser des lateinischen *BJ* konnte schon Cassiodor im 6. Jh. nicht mehr mit Sicherheit ausmachen: Er nennt Hieronymus, Ambrosius und Rufinus, der am ehesten in Frage zu kommen scheint. Mit der hier gebotenen Vorsicht spricht Bader, wie auch sonst üblich, von einem „Pseudo-Rufinus“.

Im lateinischen Mittelalter war fast ausschließlich die lateinische Übersetzung bekannt, die in unzähligen Hss. vorliegt. Eine moderne Edition steht jedoch für Ps.-Rufin bisher nicht zur Verfügung. Bader beklagt, dass die Edition Frobens (Basel 1524) aus methodischen Gründen immer noch den Referenztext darstellt. Jetzt scheint aber der Zeitpunkt gekommen, dem abzuhelfen. Neben dem Herausgeber des vorliegenden Buches haben sich auch die amerikanischen Gelehrten David B. Levenson und Thomas R. Martin an die Sichtung der Hss. gemacht und anhand von mehreren kleineren Textabschnitten eine „provisoria classification“ der Hss. in 10 Gruppen vorgenommen. Ziel ihres Unternehmens ist eine kritische Edition des sechsten Buches des *BJ*.

Bader selbst betont, angesichts der unzähligen Hss. (etwa 150) müsse eine Klassifikation und danach eine Auswahl der Hss. getroffen werden, die für die Edition herangezogen werden (16–28). Die wichtigsten Codices (etwa 40), die er ganz oder teilweise kollationiert hat, erhalten neue Siglen von A bis Z zugewiesen. Am wertvollsten erscheint aufgrund des überzeugend dargestellten Befundes eine Bamberger Hs. (Sigle A, etwa 1000, aus Mittelitalien stammend). Detailliert werden die diversen Codices und ihre Verwandtschaftsverhältnisse beurteilt. Ein klarer stemmatischer Zusammenhang ließ sich nicht feststellen, gelegentlich muss zudem mit Interpolationen gerechnet werden. Insgesamt wird der „italienischen Gruppe“ (zu der z.B. noch die Bodmer-Hs. C und die Wolfenbüttler Hs. D zählen) die höhere Qualität bescheinigt (42–44), während die Codices der „Nordgruppe“ mit ihren gelegentlichen willkürlichen Änderungen in der Regel geringeren Wert haben. (Bader vermutet, dass die Schreiber in diesem Raum über bessere Lateinkenntnisse verfügten und häufiger „Verbesserungen“ der korrupten Überlieferung vornahmen).

Der Text mit einem ausführlichen kritischen Apparat findet sich auf 50–172. Die Edition ist sehr übersichtlich gestaltet; angesichts der großen Zahl der zitierten Codices ergibt sich

aber für den Nicht-Spezialisten eventuell ein Gefühl der Überforderung; vielleicht wäre eine nochmalige knappe Auflistung der Handschriftensiglen vor dem Textteil von Vorteil gewesen.

Im Anschluss an den Textteil setzt sich B a d e r („Textkritik einzelner Stellen“, 173–206) neben einzelnen Phänomenen (z.B. zur Verwechslung von *abducere* und *adducere*; *quamvis* vs. *quamquam*) mit vielen Passagen und deren Textgestaltung auseinander. Es handelt sich hier nicht um einen fortlaufenden Kommentar, sondern um die Besprechung von diversen Stellen, deren Überlieferung, Textgestaltung oder Inhalt geklärt werden muss.

Anschließend folgt ein Kapitel zur Übersetzungstechnik des Ps.-Rufinus (207–233), der sich in der Regel eng an seine griechische Vorlage anschließt, aus verschiedenen Gründen gelegentlich aber doch von ihr abweicht. Als Erklärung dafür bieten sich nach B a d e r Eingriffe des Autors, Hss.-Korruptelen oder allenfalls auch ein abweichender griechischer Text an. B a d e r bietet eine Charakteristik solcher Abweichungen (z.B. unrichtige Übersetzung einzelner Begriffe) und dokumentiert seine Ergebnisse mit Belegen.

Es folgt noch ein knapperer Abschnitt zur Orthographie und Sprache des Ps.-Rufin und seiner Hss. (im Falle der Orthographie sind v.a. Eigennamen zu nennen: es heißt etwa immer Ptol_omaeus; in der Syntax fällt z.B. *prope ad* im Sinne von „ungefähr“ auf; dazu Relativsätze ohne Bezugswörter und Ablativi absoluti der Form *cognito* „nachdem erkannt worden war“; sprachlich besonders auffällig ist gelegentliches PPP mit aktivem Sinn: 242).

Abschließend werden Argumente pro und contra Rufinus als Autor aufgelistet; ein „Index verborum notabilium“ und ein „Index locorum“ beschließen das Buch.

B a d e r s Edition ist ein wichtiger erster Schritt hin zu einer modernen Gesamtedition des lateinischen Flavius Josephus. Es ist zu hoffen, dass der Editor, aufbauend auf seinen sorgfältigen Handschriftenanalysen, weitere Teile dieses wichtigen historischen Dokumentes bearbeitet und veröffentlicht.

Walter Stockert

Rosario López Gregoris (ed.), *Drama y dramaturgia en la escena Romana. III. Encuentro Internacional de Teatro Latino*. Zaragoza: Libros Pórtico 2019. 381 S. ISBN 978-84-7956-188-8

Der schöne Band enthält 15 Vorträge zu Plautus und Terenz sowie einen zu Seneca, die anlässlich eines Kongresses an der Universidad Autonoma in Madrid gehalten wurden und die hier kurz vorgestellt werden sollen. Kongresssprachen waren insbesondere Spanisch und Italienisch, ein Vortrag wurde auf Englisch gehalten.

Die Beiträge verteilen sich recht gleichmäßig auf drei Themenkreise: Im ersten Abschnitt „Literatura y dramaturgia“ soll vorgeführt werden, wie bestimmte in der antiken Welt wichtige Themen in der Grundstruktur der betreffenden Werke verankert sind.

So wird das Thema „Magie“ im plautinischen *Amphitruo* in einem sehr fruchtbaren Beitrag von Benjamin García Hernández behandelt (13). Hier werden die undurchsichtigen Manöver der Götter durch die Menschen der Magie zugeschrieben, z.B. das Verschwinden der *patera* (Schale), die der Feldherr seiner Frau überreichen will, die aber bereits das Double Juppiter weggezaubert hat. Auch in der Sprache findet das Thema „Zauberei“ seinen Niederschlag, u.a. in dem lautmalenden *cu-cu-*, das z.B. *Amph.* 795–797 auf den „Zaubervogel“ *cuculus* hinweist.

Alessio Torino (35) wieder spricht über die „Unterwelt im szenischen Raum des Plautus“: So wird die Arbeit in den *laotomiae* in den *Captivi* (vv. 689ff.) mit den Strafen in der Unterwelt verglichen und die Tore des Hetärenhauses in *Truc.* 748ff. mit dem raffgierigen *Orcus*, der alles verschlingt (vgl. auch *Bacch.* 368ff.); auf der Bühne selbst sind die *inferi* gemäß der Intrige im Gespensterhaus der *Mostellaria* am Werk.

Pascale Paré-Rey (53) zeigt, wie Medea in der Tragödie des Seneca gleichsam die Inszenierung der gesamten Handlung übernimmt. Die zentrale Stellung einer Frau und ihre Überlegenheit gegenüber Jason widerspricht dem antiken Rollenbild ebenso wie die Tötung der Söhne auf der Bühne, die für das antike Theater eigentlich unerhört ist; letzterer Punkt könnte die These von den „Lesedramen“ Senecas nahelegen.

Caterina Pentericci (73) legt ihren Schwerpunkt auf die Überlegenheit der zentralen Frauengestalt des *Truculentus*: Die sozialen Regeln werden in einer für die Komödie charakteristischen Weise auf den Kopf gestellt: Phronesium als Widerpart des *mos maiorum*. Zudem bietet sie eine Strukturanalyse des Dramas, bei der auch die metrische Gliederung einen wichtigen Beitrag leistet.

Roberto M. Danese (93) zeigt, wie Plautus seine Handlungen auf dramatischen Konstanten aufbaut. Z.B. könne man das am ganz parallelen Aufbau von *Asinaria* und *Truculentus* sehen. Aufgrund dieses Vergleiches scheint sich auch ein altes Problem zu lösen und Diabolus als Gegenüber der *lena* eingangs des Dramas festzustehen.

Im zweiten Abschnitt „Teatología y Dramaturgia“ (107) handelt zuerst Ewa Skwara über das Metatheater vor allem bei Terenz: über die Themen „die Welt als Bühne“ sowie über den Handlungszug „Spiel im Spiel“ (wie z.B. die Inszenierung der Intrige der Kurtisanen im plautinischen *Miles*).

Leonor Pérez-Gómez (123) trägt die aristotelische Kategorie der „Einheit der Handlung“ an den plautinischen *Pseudolus* heran und zeigt anhand der Struktur des Dramas dessen manchmal bezweifelte Kohärenz auf.

Alba Tontini (145) bespricht in einem facettenreichen Beitrag das Aufkommen der Bühnenpräsenz des Plautus im Humanismus. Sie gibt einen Überblick über die handschriftliche Überlieferung des Sarsinaten sowie insbesondere über die Inszenierungssignale des ‚Metatextes‘, also der Siglen und Szenenrubriken, weiter auch über die nicht-antike Einteilung der Dramen in „Akte“, die sich schon vor der Edition des Pius (1500) findet und bei Gruterus (1621) ihre endgültige Fassung bekommt. Diese Gliederung wurde aus praktischen Gründen bis in die Moderne beibehalten, nicht so aber in den *Editiones Sarsinates*, die den (spät)antiken Zustand wieder herzustellen versuchen.

Antonio María Martín-Rodríguez (169) bespricht (aufbauend auf dem bekannten Buch von López López) die Möglichkeiten der etymologischen Erklärung von Personennamen im Plautus. Anschließend legt er eine facettenreiche, aber nicht sehr überzeugende Interpretation des Namens der Staphyla (*Aul.*) vor. Erstaunlicherweise geht er heute noch von der These aus, dass der strukturell gewiss recht verwandte *Dyskolos* Menanders das griechische Vorbild sei. Die Nähe Staphylas zum Klischee der trunksüchtigen Alten wird richtig aus 354–356 erschlossen, doch erscheint die „Etymologie“ Staphyla = *sta* + *φύλη* nicht brauchbar.

María de Pilar Pérez Alvarez (193) bespricht Bezüge des Plautus zu einigen römischen Gesetzen, wobei sich natürlich das alte methodische Problem ergibt, wieweit Plautus als Gewährsmann für zeitgenössische Gesetze gelten kann. Die Autorin zeigt z.B., dass *mutuum* sich stets auf Leihen ohne Zinsen bezieht, während *faenus* die Zinsen zu einem geliehenen Kapital (*sors*) bedeutet. Sie weist auf die in diese Zeit fallenden römischen Ge-

setze hin, die den Zinswucher eindämmen sollten: Es gab Geldstrafen und z.B. die *actio in quadruplum* (hier fehlt der Hinweis auf die erschöpfende Behandlung des Themas in Erich Woyteks *Persa*-Kommentar).

Matías López López (221) behandelt die Bedeutung der *sententiae* im *Amphitruo*. Überhaupt sei Plautus die erste Quelle für die so wichtige römische Spruchweisheit. Er untersucht die diversen *sententiae* des *Amph.* unter den verschiedensten Gesichtspunkten, z.B. ihre Funktion für die Unterstreichung von Handlungselementen, für die Charakteristik der Figuren sowie ihren Einsatz für stilistische Effekte.

Im dritten Abschnitt „Lingüística y dramaturgia“ spricht M.^a Teresa Quintillà Zanuy (249) über die dramatische Funktion sprichwörtlicher Wendungen, die sich auf Tiere beziehen. Sie spricht über ihre Verteilung in den Komödien und bei den diversen Figuren der Handlung: vor allem Sklaven (z.B. Tranio in der *Mostellaria*) und Männer insgesamt (z.B. Euclio) seien betroffen. Insgesamt sei festzustellen, dass die *sententiae* zur Charakterisierung der Sprecher dienen, dass sie aber vornehmlich auf komische Effekte abzielen.

Lukasz Berger (281) handelt über die Sprecherstruktur bei Plautus und Terenz, speziell über die natürliche Abfolge von Sprechen und (nötigem) Innehalten/Schweigen z.B. am Versende oder bei Sprecherwechsel. Enjambement, das diese vielleicht weniger natürlich anmutende Abfolge von Sprechen und Schweigen unterbricht, sei eher für Terenz charakteristisch. Hier fügen sich auch wichtige sprachliche Details ein, z.B. das seltene Aufscheinen von Konnektoren am Versende. Ein Abschnitt gilt auch der Bedeutung des Schweigens insgesamt.

Luis Unceta Gómez (311) will, aufbauend auf einer dem Rezensenten leider nicht immer geläufigen Begrifflichkeit, zeigen, wie die „Pragmatik“ (= Handlung?) die Dramaturgie unterstützt. Als Beleg nimmt er die Handlung der *Mostellaria* und behandelt hier Szenenauftritte, Apartes und die Handlung innerhalb der Szenen, jeweils mit Hinweis auf diverse sprachliche „Marker“ (etwa Interjektionen, deiktische Wörter wie *eccum*; *inquam* als Signal für das Insistieren auf einer Meinung), die als textimmanente Handlungshinweise dienen.

Rosario López Gregoris bespricht (333) die Funktion der Schlussverse der plautinischen Komödien, ihre konstitutiven sprachlichen und sachlichen Merkmale, nonverbale und verbale „Marker“ und letztlich auch Strategien, die das Publikum aus der Fiktion abholen sollen. Für den Schluss des *Poenulus* kommt sie zu der wichtigen Erkenntnis, dass von den zwei überlieferten Schlüssen Exodus A recht ungewöhnliche Elemente enthält, während Exodus B mit dem üblichen *plaudite* wohl als originaler Schluss zu betrachten ist, den ein Regisseur, der mit dieser plautinischen *brevitas* unzufrieden war, „verbesserte“.

Giorgia Bandini schließlich (361) stellt sich die Frage, inwieweit Klangfiguren und andere Stilelemente für die Aufführung und die Charakteristik der Figuren, insbesondere in den *Menaechmi*, von Bedeutung sein können. Z.B. betreffen derartige Stilistica die Figur der *matrona*, die durchwegs (schon aus Gründen der Komik) negativ konnotiert ist und die wiederholt mit Stil- und Klangfiguren charakterisiert wird; einer derartigen Herabsetzung dieser Figur entspricht auch ihre schnöde Behandlung im Schluss des Dramas. Auch wichtige Handlungselemente wie die allgegenwärtige *palla* (der Mantel, den Menaechmus seiner Frau entwendet hat) werden durch derartige Stilelemente hervorgehoben. Abschließend wirft Bandini die Frage auf, wieweit hier und anderswo eine „dramaturgia del suono“ vorliegen könnte.

Insgesamt kann man dieses sehr lesenswerte Buch angesichts der Relevanz der Themen und der Bedeutung der beteiligten Forscher*innen als einen gelungenen Beitrag zur Analyse

der Handlungsstruktur der plautinischen Komödien und zum Zusammenwirken von Handlung, Charakteristik der Figuren und Sprache bezeichnen. Auch der Interaktion zwischen Bühne und Publikum wird die gehörige Beachtung zuteil.

Walter Stockert

Tobias Boll, *Ciceros Rede cum senatui gratias egit*. Ein Kommentar. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2019. (Göttinger Forum für Altertumswissenschaft. Beihefte. Neue Folge. 10.) 273 S. ISBN 978-3-11-062921-7

Ciceros unmittelbar nach seiner Rückkehr aus dem Exil gehaltene „Zwillingsreden“, welche auch unter den Titeln *Post reditum in senatu* und *Post reditum in Quirites* bekannt sind, wurden bis dato in keinem modernen Kommentar erschlossen. Diese Forschungslücke schließt diese Monographie zumindest für die Rede vor dem Senat. Mir erscheint es indes als vertane Chance, dass hierbei nicht auch die Rede in der Volksversammlung kommentiert worden ist. Hilfreich wäre zudem gewesen, beide Reden in einem Band zu vereinen, gerade weil der Autor sowohl in einem eigenen Einleitungskapitel (43–57), das eine praktische tabellarische Übersicht bietet, als auch im Kommentar ausführlich auf die Parallelen und Unterschiede beider Reden eingeht.

Mehr als ein Drittel der ausführlichen Einleitung wird von einer historischen Einführung eingenommen (6–42), auf die ich deswegen näher eingehen muss. Boll gelingt es hier m.E. nur unzureichend, die Leser*in mit den politischen Voraussetzungen von Ciceros Exil und Rückkehr vertraut zu machen. Dies liegt daran, dass er keine chronologische, zusammenhängende Darstellung bietet, die mit der Hinrichtung der Catilinarier beginnen und der am 5. September 57 gehaltenen Rede enden müsste. Die im Anhang gebotene Zeitleiste (247f.), die jedoch auch erst mit Clodius' gegen Cicero gerichteten Gesetzen vom 3. Jänner 58 beginnt, hätte dafür eine Grundlage bieten können. Stattdessen widmet sich Boll in Form einer sozialen Netzwerkanalyse den Protagonisten der Geschichte; er begründet dieses „Mosaik“ (7) damit, dass „dessen Komplexität durch eine einzige, rein chronologische Darstellung nicht dargestellt werden könnte“. Offenbar eine Selbsteinsicht: Eine kompliziertere Beschreibung der ohnehin verworrenen Vorgänge scheint tatsächlich kaum möglich. Es wäre meiner Meinung nach sinnvoll gewesen, zumindest *auch* und *zuerst* eine konzise Schilderung der Vorgänge rund um Ciceros Vertreibung und Restauration zu bieten. Boll verliert sich hier hingegen, um in seinem Bild zu bleiben, allzu oft in den Steinchen seines Mosaiks und springt von einer Ecke zur nächsten, ohne einen vollständigen Überblick zu gewähren. So ist das Thema des ersten Teils (7–12), die Frage, warum sich Cicero und Clodius im Jahr 61 verfeindeten, zwar nicht uninteressant, aber für die Umstände von Ciceros Exil nicht unbedingt relevant. Hinzu kommt, dass sich Boll Clodius nochmals ganz am Ende der historischen Einführung (38–42) widmet. Dies ist nur das eindrucklichste Beispiel für die vielen Wiederholungen, die Boll's Darstellungstechnik mit sich bringt. Nicht weniger als dreimal (17, 28, 40) erwähnt er etwa die ursprüngliche Zusicherung des Clodius, nicht gegen Cicero vorzugehen. Überaus merkwürdig erscheint zudem, dass M. Licinius Crassus nicht nur kein eigenes Kapitel erhält, sondern auch hinsichtlich des Triumvirates nur am Rande Erwähnung findet. Dies lässt sich wohl damit erklären, dass Crassus auch in Ciceros Rede keine Rolle spielt, was aber nicht heißt, dass er zu dieser Zeit tatsächlich bedeutungslos war. Zu solchen Problemen kommt es wohl, weil Boll in diesem Kapitel die historischen Umstände und deren Darstellung durch

Cicero vermischt. Noch ein paar Details: Dass Cicero 61 mit Clodius gebrochen habe, da er „die mögliche Verbindung des Clodius zu den Catilinariern“ dafür einsetzen konnte, „seine eigene Bedeutung für die Republik zu betonen“ (12), ist absurd: Dies war sicherlich kein Motiv Ciceros, sondern eine später verwendete rhetorische Strategie. Ebenso abstrus ist B o l l s Erklärung, Pompeius habe Ciceros Exil deswegen zugelassen, weil dieses ihm „die Gelegenheit“ geboten habe, „sich für die Rückberufung einzusetzen und sich so viel stärker hervorzutun“ (18). Dass Pompeius Ciceros Vertreibung ermöglichte, weil er schon zu diesem Zeitpunkt erwog, dessen etwaige Restitution in der näheren Zukunft politisch für sich einzusetzen, wird wohl niemand ernsthaft annehmen. Schließlich ist es sachlich falsch oder zumindest undeutlich formuliert, dass „Vatinius Sestius angeklagt hatte“ (36) und deswegen von Cicero in *In Vatinius* angegriffen wurde. Vielmehr trat er als Belastungszeuge beim Verfahren auf.

Neben dem bereits angesprochenen Vergleich der beiden Parallelreden geht B o l l knapp auf die Rede selbst ein, diskutiert „Ziele und Strategie Ciceros“, unterstreicht zu Recht die Bedeutung der *Topoi* der Invektive in dieser Rede, die er auch tabellarisch auflistet, und bietet eine sehr kurze Zusammenfassung von Inhalt und Aufbau der Rede (58–71). Hinsichtlich des letzten Punktes ist es schade, dass B o l l lediglich Nicholsons (1992) Bewertung der Rede als „formlos, nicht (chrono)logisch“ wiedergibt. Dass Cicero eine „formlose“ Rede gehalten habe, ist schwer zu glauben. Notwendig wäre es gewesen, sich Gedanken über die Struktur zu machen, was hier nicht geschehen ist. Nicht reflektiert erscheint daher auch B o l l s Gliederung der Rede. Zwar stellt er die teilweise abweichenden Vorschläge von Nicholson und Thomson (1978) in einer Fußnote dar, erklärt jedoch nicht seine Abweichungen. Warum die *peroratio* etwa nur § 39 umfasst und nicht, wie bei Thomson und Nicholson, §§ 36–39, wäre zu erläutern. Einen besonderen Fokus richtet B o l l auf die Textkritik (72–90). Die Übersichtlichkeit, die der historischen Einführung fehlt, ist hier gegeben. B o l l geht ausführlich auf die beiden Handschriftenfamilien ein, zählt eine Vielzahl von Binde- und Trennfehlern in der von ihm kommentierten Rede auf und bietet am Ende mehrere Stemmata sowie eine Übersicht über die im Vergleich zu Peterson (1911) und Maslowski (1981) unterschiedlichen textkritischen Entscheidungen. B o l l hat nach eigenen Angaben nur die Handschrift P eingesehen (72, Anm. 349); die von ihm gelieferten Lesarten stellen somit eine Auswahl aus früheren Editionen und textkritischen Arbeiten dar, auf die jedoch kaum konkret verwiesen wird. Zudem übernimmt B o l l fast immer die Ansichten von Maslowski bzw. Maslowski/Rouse (1984). Nur hinsichtlich der Handschrift X (12. Jh., fragmenta Parisina 18104) scheint er anders zu urteilen. Diese wurde bereits von Maslowski u.a. aufgrund des Titels *in senatu post reditum* in eine Reihe mit den *recentiores* und E² (den Korrekturen der Hs. E) gestellt. B o l l argumentiert nun ausgehend von drei Übereinstimmungen dieser Hs. mit den Lesarten der Pariser Familie, dass X von einem Hyparchetypen abstamme, „der vor einer möglichen gemeinsamen Vorlage von E² und den *recentiores* einzuordnen ist“ (87). Freilich haben auch Maslowski/Rouse (1984, 92–94) X nicht als direkte Quelle der *recentiores* und E² angesehen, sondern Interpolationen aus der Hs. P, dem wichtigsten Zeugnis der Pariser Familie, angenommen. Letztlich erklärt B o l l s Hyparchetypus nicht die Lesarten der anderen Familie in X.

Trotz seines textkritischen Interesses bietet B o l l keinen kritischen Text. Stattdessen hat er sich dazu entschieden, den gesamten Text im Kommentarteil abzudrucken, selbst wenn er nicht im Einzelnen darauf eingeht. Dies führt besonders am Anfang zu eher unschönen und unüblichen lateinischen Textclustern (99, 112) und insgesamt zu der nicht notwendigen Unterscheidung von längeren (fett gedruckten) und kürzeren (fett und kursiv gedruckten)

Textzitate. Mir erschiene es sinnvoller, entweder einen eigenen, zusammenhängenden Text zu bieten oder nur das herauszugreifen, was kommentiert wird.

Mit dem Kommentarteil legt B o 11, gemäß den Parametern der Einleitung, eine eher traditionelle, vorrangig historische und textkritische Analyse der Rede vor. Er berücksichtigt aber auch Ciceros rhetorische Strategien und in geringerem Maße Sprache und Stil. Dass modernere literaturwissenschaftliche Methoden und Termini nicht eingesetzt werden, ist für einen Cicero-Kommentar nicht unüblich. Dass der für das Verständnis von Ciceros Reden wesentliche, aber auch für die Textkritik mitunter nützliche Prosarhythmus überhaupt keine Beachtung findet, erscheint mir jedoch als schweres Versäumnis. Dennoch wirkt dieser Teil der Arbeit insgesamt gelungen; ich werde mich daher im Folgenden nur einigen wenigen Aspekten widmen.

B o 11 beschränkt seine Betrachtung auf einzelne Paragraphen; die von ihm selbst vorgelegte Gliederung des Textes liefert nur die Überschriften. Hier hätte man stärker zwischen längeren Abschnitten, Paragraphen und einzelnen Aussagen differenzieren können. Z.B. stünde der Kommentar über das Proömium m.E. besser unter der Gesamtüberschrift, da er ja das gesamte Proöm betrifft, und nicht unter dem ersten Satz des Textes (94f.). Dazu passt, dass häufig (textkritische) Bemerkungen bei unpassenden Lemmata stehen: So diskutiert B o 11 etwa *deposceret* (§ 37) unter dem Lemma *eandem subire fortunam* (239). Teilweise hätte der Aufbau überarbeitet werden sollen: B o 11 springt bisweilen zwischen inhaltlichen und textkritischen Anmerkungen hin und her (z.B. 117f., 203f.).

Der textkritische Fokus wird im gesamten Kommentar beibehalten; B o 11 scheint den gesamten *apparatus criticus* der letzten Editionen zu diskutieren. Hier hätte man an manchen Stellen kürzen können. Nicht jede Lesart ist es wert, behandelt zu werden, gerade wenn es sich um seit Jahrhunderten akzeptierte bzw. völlig unwahrscheinliche Textversionen handelt. Da dieses Thema bereits in der Einleitung ausführlich belegt und besprochen wurde, muss etwa nicht jeder Bindefehler (z.B. 162) analysiert werden. B o 11 schlägt in siebzehn Fällen andere Lesarten als Peterson und Maslowski vor. Sehr sinnvoll erscheint mir hier die Konjektur *<si>quis impedisset* in § 27 (202), immerhin diskutabel das zweigliedrige Asyndeton *officia studia* in § 21 (179). Weniger plausibel wirkt es hingegen, anstelle des in allen Hss. überlieferten Konjunktivs *debeamus* in § 2 *debemus* zu lesen (101), die *lectio difficilior ascendit* in § 12 für *ascendit* (142) oder die verstärkende Geminatio *potui, potui* in § 33 aufgrund einer möglichen Dittographie aufzugeben (226).

Abschließend noch ein paar kleinere Bemerkungen: Verres gehörte nicht zu Ciceros „politischen Gegnern“ (105). Bei § 6 fehlt die Behandlung wesentlicher Fachbegriffe wie *respondere*. Die Diskussion des Begriffs *auctoritas* erscheint bzgl. des § 8 (124) unpassend, da es hier um Senatoren geht. Teilweise versteigt sich B o 11 auch zu unhaltbaren Spekulationen und Überinterpretationen: Dass eine bloße Erwähnung der cinnanischen Zeit „eine Spitze gegen Caesar“ darstelle, erscheint ebenso unwahrscheinlich wie die Behauptung, dass der Hinweis auf Catulus eine Anspielung auf Clodius' Verbrechen sei (125f.). Abstrus auch der Gedanke, dass das für Gabinius verwendete Attribut *cincinnatus* eine Anspielung auf Cinna enthalte (141), oder, dass die völlig übliche Verwendung des Verbs *uti* mit einer Person als Objekt (*His utitur quasi praefectis libidinum suarum*) in § 15 auf „Pisos falschen Zugang zur Philosophie als ‚Gebrauchsgut‘“ (158) hindeute! Bei diesem Paragraphen ignoriert B o 11 auch den deutlichen Gegensatz zwischen dem griechischen, fremden Epikureismus Pisos und den heimischen Werten (*Horum ille artibus eruditus ita contempsit hanc prudentissimam civitatem*). Unter die furchtsamen Freunde (*timidis amicis*), über die Cicero in § 23 spricht,

fällt aus Ciceros Sicht schließlich sicherlich nicht der in eben dieser Rede heftig angegriffene Gabinius (186).

Christoph Schwameis

Marcus Tullius Cicero, Über das Schicksal. *De Fato*. Lateinisch-deutsch. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von Hermann Weidemann. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2019. (Sammlung Tusculum). 379 S. ISBN 978-3-11-047413-8

Fast 20 Jahre nach Erscheinen von Karl Bayers zuletzt im Jahr 2000 in 4. Auflage gedruckter Tusculum-Ausgabe von Ciceros *De fato* (und wenige Jahre nach Paola Calanchinis zweisprachiger Reclam-Ausgabe aus dem Jahr 2015) legt Weidemann in derselben „Sammlung Tusculum“ eine kommentierte, zweisprachige Neuedition und -übersetzung des Textes vor, den er einleitend als „anerkanntermaßen die schwierigste“ (83) unter den philosophischen Schriften Ciceros bezeichnet. Von diesem hohen sachlichen Anspruch ist die gesamte Neuausgabe geprägt.

Dass Weidemann in vielen Aspekten andere Wege geht als Bayer vor ihm, ist bereits am deutlich gewachsenen Umfang erkennbar: Weidemanns *De fato*-Edition ist mit 379 Seiten mehr als doppelt so dick wie die 4. Auflage von Bayers Ausgabe (179 Seiten) und auch anders strukturiert als diese: „Text und Übersetzung“ (85–157) stehen zwischen einer „Einführung“ (7–83) und den umfangreichen „Anmerkungen“ (161–366), denen ein kurzes „Verzeichnis der textkritisch kommentierten Stellen“ (159–160) vorausgeht. Die Ausgabe schließt mit einem Verzeichnis zur „Literatur“ (367–375) und einem „Personenregister“ (377–379). Für nicht besprochene textkritische Entscheidungen verweist Weidemann im „Verzeichnis der textkritisch kommentierten Stellen“ (160) auf ausgewählte Editionen, darunter auch die 4. Auflage von Bayers Vorgänger-Edition, bzw. (255) auf die Informationen zur textlichen Überlieferungsgeschichte in den drei früheren Auflagen (1963, 1976, 1980), und bespricht einige Eckpunkte der Textüberlieferung im Kommentarteil dort, wo sie interpretativ besonders relevant sind (250–257 zu § 27). Ein eigenes Kapitel zur Geschichte der Textüberlieferung ist im Buch nicht enthalten.

Die „Einführung“, auf die Weidemann im Kommentarteil immer wieder zurückverweist, nimmt einige Kernfragen vorweg und enthält thematisch gegliederte Kapitel zur Entstehung der Schrift und ihrer literarischen Form (7–11), dem stoischen Schicksalsbegriff (11–15), den großen hellenistischen Philosophenschulen (15–19), dem Aufbau und den vier Hauptabschnitten der Schrift (19–71), Pseudo-Plutarch und Alexander von Aphrodisias als Verfasser von Abhandlungen über das Schicksal (71–77) sowie der Rezeptionsgeschichte von *De fato* (77–83). Großes Gewicht liegt bereits hier in der „Einführung“ (und später bei den „Anmerkungen“) auf der formallogischen Rekonstruktion der von Cicero besprochenen Argumente.

Schon hier in der Einleitung, aber auch später im Kommentarteil versucht Weidemann, auch Grundbegriffe der anspruchsvollen und voraussetzungsreichen Thematik zu erklären, und bespricht Termini wie „deterministisch“ und „fatalistisch“ und deren unterschiedliche Verwendung (23f., Anm. 33), „Bivalenzprinzip“ (52), „starker“ und „schwacher Wahrheitsbegriff“ (246f.) oder die „kompatibilistische“ stoische Schicksalstheorie (74f.). Hilfreich für ein besseres Verständnis ist auch, dass Weidemann inhaltliche Übersichten (z.B. 69–

71), Skizzen (51 zu den divergierenden Zeit- und Kausalitätsauffassungen in konkurrierenden, antiken Denktraditionen) und Tabellen (z.B. 296) zur anschaulicheren Illustration der Sachverhalte heranzieht.

Die dann folgende deutsche Übersetzung liest sich durchgehend flüssig. Weidemann findet gelungene und griffige deutsche Übersetzungsvarianten, häufige, erklärende Klammerschübe schärfen den Sinn des lateinischen Textes, erlauben aber zugleich einen klaren Blick auf den ursprünglichen Originalwortlaut. In Fällen, wo die erläuternden Klammerschübe auch Interpretationen vorwegnehmen (etwa bei Ciceros umstrittener Darlegung der stoischen Unterscheidung von Ursachenarten in §§ 41–43), sind die Erklärungen jeweils im Kommentarteil begründet. Die ausführlich argumentierten, wichtigsten textkritischen Entscheidungen sind in der Übersicht 159f. gut einsehbar. Die, wie Weidemann annimmt, fünf (und nicht, wie in der Forschung auch vertreten, sechs) Fragmente aus den verlorenen Textpassagen sind in der Edition gesondert am Ende des Textes abgedruckt (152–157), ihre mögliche Positionierung innerhalb der verlorenen *De fato*-Abschnitte wird wiederum im Kommentarteil erläutert. Eine minimale Auffälligkeit bei der Textgestaltung ist, dass die vier Lücken in der Überlieferung nicht auch im zweisprachigen Teil deutlicher markiert sind als mit Punkten („...“) am Satzbeginn oder -ende.

Der längste Teil der Ausgabe, der Kommentar, in dem inhaltlich zusammengehörige Paragraphen der Schrift in zusammenhängenden Abschnitten besprochen werden, geht über das einleitend formulierte Ziel, die Schrift „dem Leser unter Berücksichtigung der wichtigsten Forschungsergebnisse in ihren Grundzügen zu erschließen“ (83), noch hinaus: Weidemann präsentiert hier in großer inhaltlicher, aber auch sprachlicher Dichte nicht nur bisherige Forschungsergebnisse zu textlichen, sprachlichen und interpretativen Fragen in minutiösen Details, sondern zielt in der Regel darauf ab, über diese hinausgehend zu neuen oder modifizierten Interpretationen zu gelangen. Auch seine eigenen, zahlreichen Publikationen zum Thema unterzieht Weidemann dabei einer kritischen Prüfung, so etwa bei Fragen der von Cicero (§§ 11b–20a) besprochenen Modaltheorie Diodors (47 Anm. 69; siehe auch 186).

Die nähere Gestaltung des Kommentarteils kann hier nur exemplarisch erläutert werden: Ein gutes Beispiel ist etwa die besonders gelungene Kommentierung zu Ciceros Kritik an den von Epikur postulierten Bahnabweichungen der Atome und den damit zusammenhängenden Fragen eines indeterministisch verstandenen Kausalitätsprinzips und des freien Willens (§§ 22–25). Weidemann untersucht diese Fragestellungen (228–243) vor dem Hintergrund der modernen Quantentheorie und erreicht so eine gut lesbare und aktuelle Darlegung der zahlreichen Problematiken.

Dass die in ihrer Detailliertheit und Genauigkeit beeindruckende Kommentierung nicht immer so klar nachvollziehbar ist wie in diesem Abschnitt zu Epikur, liegt unter anderem daran, dass der Kommentarteil (anders als noch die „Einführung“) ohne Fußnoten auskommt, sodass neben den zahlreichen Literaturangaben und Stellenhinweisen auch nebensächliche Kritik am deutschen Ausdruck anderer Autoren (z.B. 165) und Danksagungen (243, 365) ihren Platz im ohnehin bereits dichten Haupttext finden müssen. Zusätzlich erschwert wird die Lektüre des Kommentars, aber auch bereits der „Einführung“, häufig durch sperrige deutsche Formulierungen, z.B. bei einem Kommentar zu Arkesilaos, der, so Weidemann, „[...] den aporetisch-skeptischen Platonismus wiederzubeleben versuchte, den der das vermeintliche Wissen anderer in Frage stellende und für sich selbst nur das Wissen, nichts zu wissen, beanspruchende Sokrates der platonischen Frühdialoge verkörpert“ (18). Ein genereller Hang zu teils langen Schachtelsätzen gerade dort, wo die komplexen Fragestellungen an

sich schon höchste Aufmerksamkeit einfordern, trägt nicht zum besseren Verständnis bei, so etwa 27: „Daß Diodor diese und nicht die ihm von Cicero zugeschriebene Auffassung vertreten hat, wird man angesichts seiner Kompetenz als Logiker daraus schließen dürfen, daß diese Auffassung im Gegensatz zu derjenigen, die Cicero ihm zuschreibt, eine mit seiner Auffassung darüber, was *möglich* ist und was nicht, logisch äquivalente Auffassung darüber ist, was *notwendig* ist und was nicht.“ Auch, dass *Weidemann* bei der ss/ß-Schreibung durchgehend nicht den Regeln der neuen Rechtschreibung folgt, ist auffällig. (Grammatikalisch falsch ist dagegen 64 „ein Menschen“).

Weidemanns De fato-Ausgabe ist eine inhaltlich extrem reichhaltige, hochwertig gedruckte und gebundene und sorgfältig redigierte Neuedition, die aus Gründen der formalen Gestaltung größten Gewinn bringt, wenn man mit wesentlichen Fragen und Problemfeldern der Schrift bereits vertraut ist und eine hochpräzise, kritische Untersuchung und Weiterentwicklung der bisherigen, auch neuesten Forschungsliteratur sucht, die in der Forschung der kommenden Jahre diskutiert werden wird.

Tobias Riedl

Isa Gundlach, *Poetologische Bildersprache in der Zeit des Augustus*. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2019. (Spudasmata. 182.) VIII + 321 S. 6 Faltafeln. ISBN 978-3-487-15805-1. ISSN 0548-9705

Mit der leicht überarbeiteten Fassung ihrer 2016 von der Philosophischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen angenommenen Dissertation (betreut von Anja Wolkenhauer) legt Isa Gundlach eine grundlegende Studie zu dichterischer (Weg)metaphorik und Raumkonzepten vor. Sie konzentriert sich auf Ovid, Vergil, Horaz und Manilius und nimmt dabei durchgehend zahlreiche andere (Quellen)autoren, darunter auch Prosaiker, in den Blick. Um die titelgebende Bildersprache für ihre Leser*innen noch griffiger zu machen, prägt Gundlach den Terminus „Metaphernsyntax“, den sie als Erweiterung von Hans Schneiders „syntaktischer Metapher“ versteht („Syntaktische Metapher“ und ihre begrenzende Rolle für eine systematische Bedeutungstheorie, *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 41 [1993], 477–486). 10 bietet sie eine Definition an: „Zum einen beschreibt die Metaphernsyntax, wie verschiedene Bilder auch aus unterschiedlichen Bereichen zu einem Großbild zusammengefügt werden, zum anderen, wie sich innerhalb eines Bildes durch Variation auf syntaktischer Ebene, also Hinzufügungen von Attributen, Parallelisierungen und die Ergänzung nicht-bildhafter Aussagen, ein nach eigenen Regeln funktionierendes syntaktisches System entwickelt, wodurch tradierte Bilder in ihrer Aussage variiert werden können.“

Sechs Faltafeln, von Gundlach als „Mindmaps“ bezeichnet, unterstützen beim Verständnis dieses Konzepts, dem ausgewählte Bilder zugrundeliegen, die sie in mehreren Kapiteln abarbeitet: „Der Weg des Dichters“ – „Der Dichter als Wagenfahrer“ – „Das Schiff der Dichtung“ – „Wasser als Quelle der Dichtung“ – „Dichten als Handwerk“ – „Das Bauwerk der Dichtung“. Jeder Abschnitt ist in übersichtliche Untereinheiten gegliedert, die die Variationsbreite der individuellen Ausgestaltung gut nachvollziehbar machen, jeweils mit instruktiven Textbeispielen, die vorbildlich kontextualisiert werden. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis ermöglicht selbständige Vertiefung in einem oder mehreren der zahlreichen präsentierten Einzelbereiche, zwei Indices („Index locorum“ und „Index verborum“) helfen bei der Zusammenführung der im Detail vorgestellten Parallelen und Abweichungen über

Kapitelgrenzen hinweg und machen eine vergleichsweise schnelle Übersicht über die Zugänge der einzelnen Autoren möglich.

Der theoretische Unterbau in der etwa 20seitigen Einleitung umfasst neben „Bildersprache“ und „Metaphernsyntax“ die Bereiche „Poetologie in der lateinischen Literatur“ und „Visualisierung der Sprachbilder“. All das greift Gundlach in den Fallanalysen gekonnt auf. *imitatio* und *aemulatio* als Grundprinzipien der römischen Literatur sind von zentraler Bedeutung, das Innovationspotential darf aber nie unterschätzt werden, wofür sie ein einprägsames Bild nützt (27): „Doch die römischen Schriftsteller folgen nicht einfach nur den bereits im Boden eingedrückten Spuren nach, sondern sie verlassen diese und suchen sich ihre ganz eigenen Wege.“ Mit einer Fülle von Textbeispielen (im Original und eigener, möglichst dokumentierender Übersetzung, um die im Fokus stehenden Bilder so unverfälscht wie möglich zu erhalten) macht die Verfasserin die geschickte Gratwanderung zwischen Anschluss an verehrte Vorbilder und eigenständigem Selbstbewusstsein deutlich: Im Druckbild macht sie alle Elemente der Metaphernsyntax durch Fettdruck unübersehbar. Sie konstatiert, (37–38) „dass derjenige Dichter, der jeweils als erster einen bestimmten Themenkomplex bearbeitet, Fußspuren hinterlässt. Diese Spuren sind Sprachbilder für die dichterische Tätigkeit. Der Dichter hinterlässt sie in einem bisher unbetretenen Gelände. Dieses Gelände stellt eine Art visuellen Raums dar, der quasi durch das Einfügen des Materials erst ausgestaltet wird.“ Passend zum zugrundegelegten Weg- und Raumkonzept, geht Gundlach schrittweise vom Kleineren, Engeren zum Größeren, Weiteren vor (57): „Der Weg an sich ist nicht Selbstzweck, sondern grundsätzlich auf ein Ziel gerichtet.“ Weg und Landschaft bilden eine Einheit, deren Erschließung zu Fuß, mit einem Wagen oder einem Schiff erfolgen kann. Das Zurücklegen einer Wegstrecke wird zum Bild für den (61) „Dichtungsprozess“. Ovid zeigt dabei die höchste Tendenz, auf Wagenrennen im Circus als aussagekräftiges Bild zurückzugreifen. Sein Rückgriff auf dieses genuin (96) „römisch geprägte Sprachbild“, insbesondere die (97) „Umfahrung der *meta*“, wird sein „Alleinstellungsmerkmal“. Nicht minder römisch zeigt sich wiederum Properz 3, 1 als Triumphator. Im Vordergrund dieses Sprachbildes steht – und auch das ist aussagekräftig – die Art der Bewältigung der Fahrt, nicht so sehr der Weg, auf dem sie zurückgelegt wird.

Bei der Schifffahrt, die generell enger mit den Griechen verbunden ist, steigt oder sinkt das Gefahrenpotential mit dem befahrenen Gewässer: *Die* See steht für größeres Risiko als *der* See, was Gundlach an zahlreichen Texten nachweist. Gattungsfragen werden durch Kontraste von kleinen Segeln vs. weitem Meer u.dgl.m. buchstäblich in Szene gesetzt. Besonders instruktiv ist die Analyse des Beginns von Ovids 2. Buch der *Fasti* (143): „An diesem Beispiel lässt sich gut verfolgen, dass er als augusteischer Dichter offensichtlich das Gebilde eines Sprachbildes als aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt begreift. Diese Versatzstücke kann er vereinzeln und wieder neu zusammensetzen, sodass sich eine Metaphernsyntax ergibt, durch die er in der Lage ist, modifizierte Aussagen mit dem bekannten Material zu treffen.“ In den *Remedia amoris* (v. 70) wiederum stellt er seine Kompetenz als Kapitän in den Mittelpunkt. Der sichere Hafen steht gemeinhin für den Wechsel zu einem anderen Genos, Schiffsbruch ist höchstens in der Verbannungsdichtung ein passendes Bild für ein zerbrochenes Leben. Das Element Wasser ist Inspirationsquelle, die Art des Wassers entscheidet über das Genre. Dichterische Vorbilder können selbst zur Quelle, zum Wasser der Inspiration werden, wie Horaz bezogen auf Pindar exemplifiziert und Manilius in Bezug auf Homer. Für das vielfältige Einsatzgebiet von Wasser (bis hin zur Bezeichnung des eigenen Talents) ist die beiliegende „Mindmap“ besonders hilfreich.

Das Dichterhandwerk lässt sich als Metallverarbeitung, Schmieden, Drechseln, Feilen und Ziselieren abbilden, landwirtschaftliche Metaphern sind in augusteischer Zeit hingegen selten – selbst Vergil greift in den *Georgica*, die sich dafür anbieten würden, nicht darauf zurück. Ovid und Properz sprechen vom Pflügen und Säen (225–226): „Während das Pflügen eine autoreferentielle Handlung beschreibt, bei der die Aufgabe darin liegt, Boden und Werkzeug, also *ingenium* und *ars*, zusammenzubringen, hat der Dichter bei dem Sprachbild des Säens keinen Einfluss auf den Boden, der hier nicht mehr das *ingenium*, sondern die äußeren Umstände, denen der Dichter ausgeliefert ist, beschreibt.“ Weibliche Tätigkeiten wie Wollarbeit, Weben oder Spinnen sind weitere gängige Metaphern, wenn auch auf einer anderen Ebene. Gundlach meint, (240) „dass die entsprechenden Verben weitgehend lexikalisiert waren und wahrscheinlich kaum mehr bildliche Assoziationen hervorgerufen haben, wie wenn wir heute davon sprechen, im Text zwei Gedankengänge zu *verknüpfen*.“

Dichtung als Bauwerk ist als fertiggestelltes Gebäude häufiger als der Entstehungsprozess. Entscheidend ist auch nicht die Optik, sondern die Statik und Dauerhaftigkeit: Das (Bau)werk wird zum (265) „Erinnerungsort“, während die meisten anderen Sprachbilder (267) „prozedurale Bilder mit einer starken dynamischen Komponente“ sind. Keines der vorgestellten Bilder ist auf einen Stereotyp zu reduzieren, sondern muss in jedem neuen Kontext auch neu bewertet werden. Für Isa Gundlach sind sie (270) „Theoriefragmente einer implizierten Poetologie der augusteischen Dichter“. Ihr ist es mustergültig gelungen, diese Theorie in all den von ihr postulierten Facetten in der Praxis so nachzuweisen, dass man als Leser*in ihrer Arbeit einen neuartigen und gewinnbringenden Einblick in die augusteischen Dichterwerkstätten bekommt – und damit das eigene Verständnis für die Tiefe der Literaturproduktion einer ganzen Epoche schärft.

Sonja Schreiner

Hans-Joachim Häger, Plinius über die Ehe und den idealen Ehemann. Zur literarischen Inszenierung von Männlichkeiten und Emotionen in Ehe und Familie der römischen Kaiserzeit. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2019. (Kalliope. 18.) 578 S. ISBN 978-3-8253-4674-4

Männlichkeitsstudien liegen in Zeiten von *Gender Mainstreaming* und *Diversity* im Trend – auch oder vielleicht sogar insbesondere in der Klassischen Philologie, hat sie doch, über Jahrhunderte auf patriarchale Gesellschaftsstrukturen fokussierend und in der Forschung selbst über lange Zeiträume dezidiert männlich dominiert, gehörigen Nachholbedarf. Was jedoch Häger vorlegt, ist etwas Besonderes: Seine Analysen und Interpretationen geben Einblick in die Darstellung römischer Eherealität(en), sie zeichnen das Bild idealer Lebensmodelle und partnerschaftlichen Miteinanders im 1. nachchristl. Jh. Die sich durch viele Texte (zzgl. deutscher Übersetzungen) und hohe Interpretationsfreude und Detaillichte auszeichnende Monographie ist die „modifizierte Version“ einer bei Markus Janka verfassten und an der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften der LMU München im Wintersemester 2018/2019 angenommenen Inauguraldissertation. Wie in so vielen Bereichen der römischen Kulturgeschichte bietet sich Plinius minor auch in diesem Themenfeld (vom offiziellen Aspekt der Ehe bis zur intimen Privatheit) als unschätzbare Quellenautor an: Seine Briefe sind so facettenreich, dass vergleichsweise wenige – dafür umso exakter erläuterte, zuweilen regelrecht zergliederte – völlig ausreichen, um ein gesamtes Sekundärliteraturwerk sinn- und

inhaltsreich zu füllen. Dieses breite Spektrum hat den angenehmen (Neben)effekt, dass wirklich für jedes Interesse Passendes dabei ist: Wer wissen möchte, wen Plinius als idealen Bräutigam und Ehemann sieht (und wie man einen solchen ‚Göttergatten‘ *in spe* identifizieren kann), wird ebenso fündig werden, wie jemand, der sich auf Plinius’ Selbststilisierung als idealer *maritus* konzentrieren möchte – wobei er oder sie aufgrund des bekannt entwickelten (und eifrig gepflegten) Selbstbewusstseins des antiken Autors viel zu tun haben wird. Auch für Freund*innen der Erzähltechnik (und Adressat*innenzentriertheit) ist das Buch eine wahre Fundgrube: Besonders eindrucksvoll – und zumindest in Teilen nicht weniger emotional – zeigt sich das an den Briefen, die Calpurnias Fehlgeburt thematisieren: An deren Tante Calpurnia Hispulla, die für Plinius von Kindesbeinen an wie eine zweite Mutter war, schreibt er gefühl- und sorgenvoll, seinem eigenen Empfinden Ausdruck verleihend und auf den Kummer der älteren Dame eingehend. An den ‚Patriarchen‘ der Familie seiner dritten Frau wendet er sich hingegen distanziert-männlich, weil er nur zu gut weiß, dass der alte und traditionell denkende Mann für Emotionen kein Sensorium hat, sondern sich nur für den Fortbestand der Familie interessiert.

Ein Abkürzungsverzeichnis, ein gut sortiertes Literaturverzeichnis (von knapp 60 Seiten), mehrere umfangreiche Indices (gegliedert in „Personen-, Sach-, Orts- und Quellenregister“) und zwei Appendices („Stammbaum der Familien des Plinius und der Calpurnia“ und „Stammbaum der Familie der Arria“) runden das sozial- und literaturgeschichtlich mit großem Gewinn zu lesende Buch ab, um das sich als ringkompositorisch strukturierter Rahmen ein etwa 30 Seiten umfassendes „Prolegomenon“, das eine „Einordnung des Themas in die Pliniusforschung – zum Forschungsstand“ bietet, und ein fast 20seitiges „Gesamtfazit und Einordnung der Studienergebnisse in die Forschung“ legen.

Den interpretatorischen Hauptteil gliedert H ä g e r in drei sich systematisch vom Allgemeinen zum Besonderen verengende Großkapitel: ein generelles („Der Mann als *maritus* im römischen Ehe- und Familienleben“), ein auf Plinius’ Darstellung anderer Männer fokussiertes („Das Idealbild eines *maritus vere Romanus* in den Briefen des Plinius“) und schließlich ein von Plinius auf sich selbst zugeschnittenes („Plinius als *maritus* im Spiegel seiner Ehebriefe“). Diese Stufentechnik macht darstellungstechnisch sehr viel Sinn: Zunächst legt H ä g e r definitorische, juristische, ethisch-moralische und philosophische Grundlagen zur Auffassung von Ehe- und Familienrealität, Sexualität und Männlichkeitsverständnis in der römischen Republik und Kaiserzeit. In einem nächsten Schritt konzentriert sich der Verfasser auf eine aussagekräftige Auswahl aus dem plinianischen Briefcorpus: Dazu gehören positive männliche Beispiele (8, 23 – 4, 21 – 9, 13), herausragende Ehefrauen (7, 19 – 3, 16 – 6, 24 – 8, 5) und eine Fülle von Einzelfallstudien, unter denen auch negative ‚Ausreißer‘ sind. Das dritte und letzte Kapitel beleuchtet Plinius selbst – stets in untrennbarer Verbindung mit seiner geliebten Frau Calpurnia.

Das bedeutet, dass H ä g e r das, was er zuvor allgemein und dann im Besonderen entfaltet hat, in folgerichtiger Kombination in und an der Person (und *persona*) des Plinius vereint: Neben dem dramatisch-traumatisierenden Erlebnis der Fehlgeburt Calpurnias (8, 10 – 8, 11) steht Plinius’ Selbstinszenierung als idealer Ehemann im Zentrum (6, 4), aber auch seine (Liebes)briefe an Calpurnia (6, 7 – 7, 5). Hier bringt H ä g e r glaubhaft eine spezielle Art von Gattungsmischung ins Spiel, konkret die Analyse der „Ehebriefe an Calpurnia als Prosa-Elegien“. Bei alledem geht er strikt systematisch vor: Auf eine Art *teaser*, ein „Prolegomenon“, folgen jeweils die Abschnitte „Gedanklicher Aufbau“ – „Datierung und Einordnung in das Gesamtwerk“ – „Philologisch-motivanalytische Interpretation“ und schließlich eine

„Conclusio“. Dieser repetitive Aufbau führt neben einem detaillierten Einblick in Plinius' konsequente Arbeitsweise unvermeidlich zu gewissen darstellungstechnischen Wiederholungen; das soll aber nicht einmal im Ansatz negativ ausgelegt werden: Vielmehr eröffnet die Methode den Leser*innen die Option, Hans-Joachim Hägers Monographie in Teilen mit (annähernd) demselben Gewinn zu lesen wie in ihrer Gesamtheit. Der Verfasser liefert in jedem Kapitel alle Informationen; niemand muss sich weiterführende Details aus anderen Abschnitten zusammensuchen. Das ist unbestritten ein Vorteil, da partielle Lektüre für einen größeren Teil der Leser*innenschaft der Realität entspricht. Rezensent*innen sollen freilich immer den Blick auf und über das Ganze haben: Und dieses Buch ist definitiv so geschrieben, dass sich auch Rezipient*innen außerhalb dieses (doch beschränkten) Adressat*innenkreises diesen ganzheitlichen Zugang gönnen sollten.

Sonja Schreiner

Heinz Erich Stiene, *Drei Augustinus-Biographien des XII. Jahrhunderts: Ivo von Chartres, Rupert von Deutz, Philipp von Harvengt*. Stuttgart: Hiersemann 2019. (Bibliothek der Mittellateinischen Literatur. 16.) IX + 179 S. ISBN 978-3-7772-1905-9

Heinz Erich Stiene ist mit zahlreichen Schriften zur mittellateinischen Literatur, vor allem zum Thema hagiographische Texte, hervorgetreten. Seinem Interessensschwerpunkt und der Zusammenarbeit mit Walter Berschin verdankt auch der vorliegende Band seine Entstehung. Stiene legt hier erstmals drei Augustinus-Biographien von Autoren des 12. Jahrhunderts in deutscher Übersetzung vor: eine bisher ungedruckte Vita, die aus Exzerpten aus den *Confessiones* und der Augustinusbiographie des Possidius zusammengestellt ist und die Stiene mit plausiblen Argumenten dem Kanonistiker Ivo von Chartres zuschreibt, sowie eine in nur zwei Handschriften überlieferte Biographie des Rupert von Deutz (BHL 791) und die weit verbreitete Biographie des Philipp von Harvengt (BHL 793). Für die *Editio princeps* von Ivos Text verwendet Stiene leider nur den jüngsten Überlieferungsträger (Cambridge, Peterhouse College Ms. 179, s. XV) und lässt die fünf ihm bekannten Handschriften des 11. und 12. Jhs. unberücksichtigt (nach dem Zeugnis der Katalogreihe „Die handschriftliche Überlieferung der Werke des Hl. Augustinus“ kann man noch weitere Handschriften hinzufügen, z.B. Berlin SBB-PK Ms. Theol. Lat. Qu. 256, s. XIII, 13r–27r; Oxford, Merton Coll. 13, s. XV, 14r–23v; Leipzig, Univ. bibl. Ms. 252, s. XIV, 41v2–49r1). Von den zwei anderen Viten druckt Stiene keinen lateinischen Text, da sie durch die Edition von Schrama (*Augustiniana* 54 [2004], 637–651) bzw. den Druck von Migne (PL 203, 1205–1234) leicht zugänglich sind. Das ist zu bedauern, weil er sich kritisch mit dem Text auseinandersetzt und vor allem in der Vita des Rupert unzählige Emendationen vornimmt, denen man vorbehaltlos zustimmen kann. Zu der 88f. gebotenen Liste von *Corrigenda* wären noch *tamquam] tamque* (Schrama 647, 14), *desit] defit* (648, 37), *praeditis] perditis* (649, 25), *facturum] facturos* (650, 8) und *ut] et* (650, 10) anzufügen, die jeweils in der korrekten Form übersetzt sind.

Die Wiedergabe der Biographien ist im Wesentlichen fehlerfrei und vermittelt ein zuverlässiges Bild von Augustins Leben, wie es durch die Linse des 12. Jahrhunderts gesehen wurde. An zwei Stellen liegen größere sachliche Fehler vor: Widersinnig ist die Übersetzung von Kapitel 53 der Vita Ruperts (*aiebant opus fore, ut perdita civitate qui de populo superviverent ecclesiasticis officiis ut [recte: et] ministris non carerent*): „Sie behaupteten, es müsse Männer

aus der Bevölkerung geben, die die Zerstörung der Stadt überlebt hätten und als Diener die kirchlichen Ämter ausfüllten.“ Rupert referiert hier das Argument derer, die die Flucht von Bischöfen und Priestern während des Vandaleneinfalls befürworten. Sie sprechen sich aber mit Sicherheit nicht für die Einsetzung von Laien in kirchliche Ämter aus, sondern für die Flucht der Kleriker, damit diese im Exil überleben und nach ihrer Rückkehr für die verbleibende Bevölkerung die kirchlichen Aufgaben erfüllen. Im Kapitel 28 der *Vita Philipps* werden Augustinus folgende Worte in den Mund gelegt: *nostis quod ante aliquot annos ... cura mihi scripturarum imponeretur*; damit sind aber nicht „die <heiligen> Schriften“ (so Stiene, 161) gemeint, sondern wie an der Vorbildstelle (*Aug. epist.* 213, 5) Augustins eigenes literarisches Schaffen, das einer Fertigstellung harpte (zu denken ist an die Vollendung von Langzeitprojekten wie *De trinitate* und *De civitate dei*). Dafür und nicht für das Studium der Bibel wird Augustinus durch seine Bischofskollegen von anderen Aufgaben entbunden. Abgesehen von diesen beiden Missverständnissen weisen die Übersetzungen kaum Fehler auf. Sie sind wegen ihres geschliffenen Stils und zahlreicher hervorragender Formulierungen gut lesbar. Auffällig ist das Bestreben, die manchmal holprigen Texte in der Übersetzung stilistisch zu glätten. Im Falle der aus Exzerpten zusammengesetzten *Vita Ivos* werden einzelne durch die Exzerpierung funktionslos gewordene Konjunktionen, die im lateinischen Text beibehalten sind, in der deutschen Übersetzung nicht berücksichtigt. Obwohl die Hauptquellen aller drei Biographien dieselben sind, nämlich Augustins *Confessiones* und die *Vita sancti Augustini* des Possidius, unterscheiden sich die drei Biographien doch stark voneinander, da sie nach dem persönlichen Temperament der drei Verfasser in unterschiedlicher Weise gestaltet sind. Stienes geschliffene Übersetzung und seine knappen Kommentare (vor allem im Bereich der häufigen Bibelzitate hätte man sich eine konsequentere Dokumentierung erwartet) erlauben dem modernen Leser einen nützlichen und zuverlässigen Einblick in die Wertschätzung Augustins im Hochmittelalter.

Clemens Weidmann

Anne Eusterschulte - Ulrike Schneider (Hg.), *Gratia. Mediale und diskursive Konzeptualisierungen ästhetischer Erfahrung in der Vormoderne*. Wiesbaden: Harrassowitz 2018. (Episteme. 11.) VI + 169 S. ill. ISBN 978-3-447-10926-0. ISSN 2365-5666

Die sieben Beiträge sind die Ergebnisse einer Tagung des SFB 980 „Episteme in Bewegung, Wissenstransfer von der Alten Welt bis in die Frühe Neuzeit“ im Dezember 2014. Konzeption und Durchführung oblagen den Teilprojekten B05 „Theorie und Ästhetik von ‚Nicht-Wissen‘ in der Frühen Neuzeit“ und B03 „*Imaginatio*. Theologische und philosophische Bild- und Geschichtsstrukturen in Mittelalter und Früher Neuzeit“. Die Projektverantwortlichen Anne Eusterschulte (B03) und Ulrike Schneider (B05) fungieren gleichzeitig als Herausgeberinnen und betonen in ihrer konzisen Einleitung „*Gratia* in der Vormoderne“ die (1) „systematisch zentrale Rolle“ des „Terminus *gratia*“ in unterschiedlichsten Disziplinen, Diskursen und Künsten. Diese „Vielschichtigkeit von Aneignungsweisen und Indienstnahmen“ spiegelt sich in den zeitlich wie fachlich breitgefächerten Zugängen der Autor*innen.

Nadia J. Koch stellt in „Die *Charis* des Apelles – Exitstrategie aus der Techne“ *gratia* als (7) „Kategorie des ästhetischen Gelingens“ in den Mittelpunkt. Sie schildert die Entwicklung der *Charis* von der chthonischen Göttin über eine in der „Dreiheit der Chariten“ bis zum

Terminus der Kunst- bzw. Redekritik bei Apelles und Lysias, wodurch sie (8) „als eine erste Techne-Kritik“ eingestuft wird. An William Hogarths *Analysis of Beauty* (1753) und dessen Plinius-Lektüre – insbesondere seiner kunstgeschichtlichen Abhandlungen in NH 35 – diskutiert sie (13) „die Linien und die Gedanken des Malers“, deren Kombination Zeichen seiner Meisterschaft ist, und kontrastiert sie mit Johann Joachim Winckelmanns Fixierung auf (13) „das Ideal der reinen weißen Form“. Parrhasios wird als (17) „Linienmeister“ vorgestellt, Apelles’ „Programmschrift über die *charis* in der Malerei“ präsentiert und schließlich am Beispiel von Philostrats *Eikones* (22) „*Charis* als Ausweis der *sophia*“ kategorisiert, was gebildete Leser „mit eigenen Seh- und Leseerfahrungen“ voraussetzt und *charis* (26) „zur Bedingung des Gesamtkunstwerks“ macht.

Melanie Möller eröffnet „Von der Göttin zur Postposition. Ästhetische Transformationen der *gratia* in antiker Rhetoriktheorie“ mit der Feststellung, dass es in der Sekundärliteratur keine (33) „griffige Definition der *gratia* in antiker Rhetorik“ gebe, sondern nur „verstreute Bemerkungen“, die allesamt „unter dem Lemma ‚Anmut‘ versammelt [sind], was schon eine erste Weichenstellung bedeutet“. Aus der Primärtextlektüre lasse sich mehr gewinnen. Möller findet bei Quintilian (35) „das vielseitigste und zugleich subversivste Konzept rhetorischer *gratia*“ und analysiert die unterschiedlichen Facetten – von der *gratia* des Künstlers bis zu der des Redners – an zahlreichen Passagen aus dem 10. und 12. Buch der *Institutio oratoria*. Sie kommt zum Schluss, (46) „dass sich die schillernde Gestalt der *gratia* in der *Institutio oratoria* auch im sprachlichen Ausdruck bemerkbar macht“, was sie am „außergewöhnlich häufige[n] Vorkommen der gleichnamigen Prä- bzw. Postposition“ festmacht.

Johann Kreuzer entwickelt in „Augustinus’ Gnadenlehre als Zäsur“ ein Gegenkonzept zur *gratia* (51) „als harmonieverleihende[r] Aura“ und dekliniert den (61) „grammatischen“ Kern der Gnadenlehre bzw. des Theoremkomplexes Erbsünde-Gnade-Prädestination“. Seine diffizilen theologischen Ausführungen und seine verdichtete Ausdrucksweise erfordern höchste Konzentration, geht es doch um nichts weniger als um die „ideologiekritische Funktion“ der Gnadenlehre und um die Frage, „ob sie auch etwas an die Stelle der harmonisierenden Ordnungssysteme, die sie destruiert, treten lässt.“ Kreuzer kommt zu einem bemerkenswerten Schluss (65): „Augustinus entzieht mit seiner Gnadenlehre den Gott, der als ihr Garant fungieren soll, jeder Berechenbarkeit.“ Das „Gelingen von Lebensführungsansprüchen“ wird aus dem traditionellen Rahmen befreit, womit ein „zentrale[r] Modernitätsschub“ verbunden ist: „Das auf sich selbst zurückgeworfene Gespräch der Seele mit sich selbst, das Bewusstsein (*conscientia*) wird ‚frei‘. [...] Damit markiert die Augustin’sche Gnadenlehre in paradigmatischer Weise eine ‚Sollbruchstelle‘.“

Isabelle Mandrella verortet in „Gnade als Illumination in der mittelalterlichen Erkenntnistheorie. Das Beispiel des Thomas von Aquin“ Platons Sonnengleichnis als Ursprung der (72) „Illuminationsmetapher“ und beleuchtet seine Wirkung bis zu Augustinus’ *De vera religione*. Thomas von Aquin lehnt in der *Summa Theologiae*, im Kommentar zu Boethius’ *De trinitate* und in der *Quaestio disputata de veritate* (77) „die platonische Konzeption eines apriorisch gegebenen Ideenwissens und die These von Gott als dem Ersterkannten [...] ausdrücklich ab“. Mandrella legt Wert darauf, dass er „damit keineswegs die Illuminationstheorie als solche ablehnt, sondern sich im Gegenteil konstruktiv damit auseinandersetzt.“ Sie erläutert dies an ausführlichen Textpassagen und betont (85) „jenen starken Rationalismus, Realismus und Reliabilismus, der Thomas auch heute noch für die moderne Erkenntnistheorie attraktiv bzw. zu einem ernstzunehmenden Gesprächspartner macht.“

Ulrike Schneider beleuchtet in „Vom Wissen um *gratia*. Strategien der Diskursivierung elusiven Wissens in der Frühen Neuzeit“ frühneuzeitliche Theorien des Schönen, die nicht nur im klassischen Sinn schöne Personen und Gegenstände umgreifen, sondern auch solche, (89) „die nach den gängigen Kriterien eines an Ordnung, Proportionalität und Symmetrie orientierten Schönheitskonzepts gerade nicht schön seien. Und zum anderen verfügten auch Menschen, die nach denselben Kriterien als ‚schön‘ zu beurteilen seien, gerade nicht über *gratia*.“ Sie differenziert auf Basis von Benedetto Varchis *Libro della beltà e grazia* zwischen *bellezza* und eben *gratia* und illustriert an Agnolo Firenzuolas *Dialogo delle bellezze delle donne* (92) „weibliche Idealschönheit“. Als Kategorie hat *gratia* einen ästhetischen, ethischen und theologischen Aspekt, Bereiche, die sich z.T. überlagern. Doch (100) „[t]rotz offensichtlicher Transferbewegungen“ bleibt „die Theoretisierung der *gratia* im Kontext frühneuzeitlicher Theorie(n) des Schönen bemerkenswert vage“. Schneider kommt zum Schluss (103): „Die Versuche einer Konzeptualisierung der *gratia* legen demgegenüber gerade die fundamentale, ja essentielle Bedeutung einer je konkreten Gestalt bzw. Form nahe, von der sie sich nicht lösen (können). Für ein Wissen um die *gratia* bedarf es mithin offenbar ebenso des diskursiven wie des empirisch-realen Fingerzeigs.“

Anne Eusterschulte stellt in „Pulchritudinem esse gratiam quamdam vivacem et spiritalem.“ Theologisch-philosophische Voraussetzungen der *gratia*-Konzeption“ ebenfalls Schönheit ins Zentrum ihrer Ausführungen. Das Zitat entstammt Marsilio Ficinos *Commentarium in Platonis convivium de amore*. Der Kommentar zum *Symposion* und die „Amor-Lehre“ haben die „Renaissanceästhetik“ stark beeinflusst. Zum tieferen Verständnis geht sie auf die (108) „Verflechtung von Ansätzen theologischer Gnadentheorien mit naturphilosophisch-kosmologischen, naturmagischen und psychologischen Ansätzen“ ein. Darin sieht sie eine „Grundierung kunsttheoretischer sowie ästhetischer Fragen“. Für Ficinos ist eine Verbindung (neu)platonischer Theologie und rhetorischer *gratia* charakteristisch, was Eusterschulte an den beiden Widmungsvorreden zu *De amore* exemplifiziert. (Sprachliche) Schönheit, *gratia* und göttliche Erleuchtung bleiben durchgehend eng verbunden (130): „In Ficinos Re-Interpretation der Platonischen *Furor*-Lehre (*Phaidros*) sind es die Philosophen, Poeten, Priester, Weissager und Propheten, die von einer Affektion der Vernunft, einer göttlichen Erleuchtung ergriffen, in besonderer Weise befähigt sind, des göttlichen Lichtes teilhaftig, diese visionäre Erfahrung zum Ausdruck zu bringen, d. h. sie in kunstvollen sprachlichen Formen wiederum manifest werden zu lassen.“

In Klaus Krügers „*Gratia* und ästhetische Immanenz“ laufen die Fäden zusammen, geht es bei ihm doch um den (133) „intrinsicen Zusammenhang, der zwischen religiöser Heilserwartung, der Verheißung himmlischer Gnade und Glückserfüllung (*gratia*) einerseits und der ästhetischen Erfahrung irdischer Schönheit, Grazie und Anmut im Erlebnis der Kunst (*grazia*) andererseits besteht“. Er erläutert diese komplexe Struktur an einer Fülle von Kunstwerken aus unterschiedlichsten Epochen: Unter Bezugnahme auf Max Weber überhöhen Bilder das Charisma (150) „außeralltäglicher Ideen“, das Charisma wiederum hat „eine besondere, soziostrukturelle Dimension des Ästhetischen“. Im Zuge einer „Neusemantisierung sozialer, politischer und religiöser Wertbegriffe durch Ästhetisierung“ entsteht „ein substantielles Ferment für jene systematische Überhöhung, ja Sakralisierung des Ästhetischen“ und „in einem Folgeschritt seit der Renaissance [...] eine zunehmende Divinisierung des Kunstschönen und [...] eine dann auch kunsttheoretisch institutionalisierte Reklamierung von dessen quasi-religiöser Offenbarungsleistung“.

Ausführliche Bibliographien am Ende jedes Aufsatzes und instruktive Abbildungen (z.T. auch in Farbe) im Eröffnungs- und im Schlussbeitrag ermöglichen vertiefende Beschäftigung mit den verschiedenen Themen und besseres Verständnis über Diskursgrenzen hinweg – bei der hohen Komplexität der über weite Strecken theologischen oder philosophischen und immer stark theoretischen Ausführungen ein willkommenes (und unerlässliches) Hilfsmittel.

Sonja Schreiner

Urs B. Leu - Peter Opitz (Hg.), Conrad Gessner (1516–1565). Die Renaissance der Wissenschaften / The Renaissance of Learning. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2019. X + 712 S. ill. ISBN 978-3-11-049696-3. e-ISBN (PDF) 978-3-11-049905-6. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-049592-8

Dem ebenso produktiven wie innovativen Naturforscher Conrad Gessner, dessen Forschungsinteresse von der Zoologie über die Botanik bis zu Fossilien reichte, der sich mit Bibliographie ebenso beschäftigte wie mit Medizin (und letztendlich vor der Zeit an der Pest starb, die er zuvor erforscht hatte), der Illustrationen ebenso viel Bedeutung beimaß wie dem Text (und ausgedehnten Quellenstudien), widmen Leu und Opitz einen reich illustrierten und umfangreichen Sammelband, der in mehreren Sprachen (deutsch, englisch, französisch, italienisch) die Ergebnisse einer großen Tagung am Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte der Universität Zürich im Juni 2016 gleichermaßen abbildet wie verschriftlicht. Das wert- und gehaltvolle Buch ist dick und schwer, facettenreich (gegliedert in Fachbereiche mit unterschiedlich vielen Beiträgen) und im Wortsinn schön: Es gibt kaum einen Beitrag, der ohne großformatige und farbige Illustrationen – aus Handschriften und Drucken – auskommt. Regelrechte Bildstrecken machen die Wirkungsmacht von Gessners Illustrationen (in autorisierten Ausgaben und Raubdrucken), aber auch die aus der Druckerpraxis erwachsene Wiederverwertung von kostspieligen Druckstöcken nachvollziehbar. Neben dem Wissenstransfer wird die künstlerische Expertise der Holzschneider mit Händen greifbar; Ähnliches gilt für die Distribution der Bücher und den Produktions- und Fertigstellungsprozess einzelner Werke, wobei Zeitdruck und Qualitätskontrolle wenig überraschend zuweilen zu diametralen Gegenpolen wurden: Angesichts von Gessners Renommee tat dies seiner Wertschätzung aber kaum Abbruch.

Der erste Abschnitt „Bibliographien und Enzyklopädistik/Bibliographies and Encyclopedias“ umfasst drei Beiträge: Fiammetta S a b b a behandelt „Testimonies of Jewish Literature and Culture in the Bibliographic Work by Conrad Gessner“. Sie gibt einen aufschlussreichen Einblick in die Entwicklung der Judaistik in Europa, die Drucklegung von Werken in hebräischer Sprache in bedeutenden Offizinen und den bremsenden Einfluss des *Index librorum prohibitorum*. Weiters beleuchtet S a b b a das gelehrte Netzwerk, in dem sich Gessner bewegte, seine Kenntnisse hebräischer Literatur, die er nicht zuletzt auf Bibliotheksreisen erwarb, und schließlich seine umfangreichen Quellenstudien. – Baudouin V a n d e n A b e e l e widmet sich „Conrad Gessner als Leser mittelalterlicher Enzyklopädien“ und konzentriert sich auf *De avium natura*. Insbesondere Thomas von Cantimpré, Vinzenz von Beauvais und Alexander Neckam haben für ihn einen hohen Stellenwert. Nicht selten arbeitet er mit Zwischenquellen, aus denen sich ein gemeinsamer noch älterer Quellentext erschließen lässt; tabellarische Gegenüberstellungen machen die Anleihen deutlich. In mühevoller Klein-

arbeit hat Van den Abeele die Anzahl an Zitaten aus einer Fülle von mittelalterlichen Autoren zusammengestellt und zeigt damit exemplarisch Conrad Gessners stupende Belesenheit. – Koichi Yukishima beleuchtet in „Gessner’s *Bibliotheca universalis* and the Aldine Press“ einleitend die Geschichte der Druckerwerkstätte und kann durch Zahlen und Fakten zweifelsfrei nachweisen, dass bei der Vielfalt der in der *Bibliotheca universalis* präsentierten Druckwerke Aldinen signifikant häufiger genannt sind als alle anderen. Die statistische Auswertung von Katalogen ermöglicht eine Übersicht über die Sprachverteilung: Griechische Drucke sind etwas häufiger als lateinische; dazu kommt eine italienische Publikation. Ironischerweise war es Paulus Manutius, der knapp vor Gessners Tod die *Index*-Edition druckte, auf der auch dessen Werk stand.

Das Kapitel „Botanik/Botany“ fokussiert auf Kakteen, Kräuterbücher und Orchideen: Urs Eggli bespricht in „Conrad Gessner and the Early History of the Prickly Pear Cactus (*Opuntia ficus-indica*)“ Sukkulente in Gessners *Historia Plantarum* ganz allgemein und die Gattung *Opuntia* im Besonderen. Gessner besaß über mehrere Jahre ein lebendes Exemplar und beschrieb es ausführlich in den *Horti Germaniae*. Die Entwicklung der kolorierten Illustrationen zeigt seine eingehende Beschäftigung mit Kakteen und entfaltet eine reiche Wirkungsgeschichte in der Darstellungstechnik späterer Publikationen. – Anne Erlmann betont in „Gessner als Botaniker und Kräuterbuchautor“ sein Bestreben, lebensechte Abbildungen von Pflanzen bereitzustellen. Dazu beleuchtet sie seinen Austausch mit Fachkollegen, arbeitet die Unterschiede zwischen seinen entwickelten Zeichnungen und erkennbar simpleren in anderen (älteren) Werken heraus und konzentriert sich auf Gessners erfolgreiche Methode zur Qualitätssteigerung, besonders talentierte Künstler als Holzschnitzer zu engagieren. Durch einen detaillierten Vergleich mit in der Nachfolge Gessners erschienener botanischer Fachliteratur zeigt Erlmann seinen nachhaltigen Einfluss auf entwickelte Illustrationen, die sich durch die Weiterverwendung der teuren Druckstöcke erklären lässt. – Beat A. Wartmann bezeichnet in „Conrad Gessners Orchideen in der *Historia Plantarum*“ das durch seinen frühen Tod unvollendet gebliebene Sammelwerk als (83) „unvollständiges und ungeordnetes Arbeitsmanuskript“ und zeichnet die verschlungenen Wege der Manuskriptbände in den folgenden Jahrhunderten nach. Gerade bei den Orchideen ist so viel Material vorhanden, dass sich Gessners Methode exemplarisch zeigen lässt. Für Wartmann ist Gessner der erste (85) „Pflanzenmorphologe“. Auf den nächsten 30 Seiten bietet er eine detaillierte Vorstellung der einzelnen Arten (nebst Tabellen und zahlreichen Abbildungen).

Der Abschnitt „Erdwissenschaften/Earth Sciences“ widmet sich dem Alpinismus, der Paläontologie und Fossilien, wenngleich Gessner darunter etwas anderes verstand als moderne Rezipient*innen. Simona Boscani Leononi eröffnet ihren Beitrag „Conrad Gessner and a Newly Discovered Enthusiasm for Mountains in the Renaissance“ mit einem Überblick über Literatur über Berge (und Alpinismus). Die Erforschung der lokalen Bergwelt ist kein isoliertes Phänomen, sondern im Alpenraum gleichsam ein Selbstläufer, ist die Umwelt doch ein ‚Labor resp. Biotop vor der eigenen Haustür‘. Die Berge werden zum Erholungsort, wo es Fauna und Flora, aber auch Geologie zu entdecken gibt. Klischees und Topoi gehören dazu – und auch zu denen hat Conrad Gessner seinen Beitrag geleistet. – Walter E t t e r konstatiert in „Conrad Gessner and the Early History of Palaeontology“, dass Gessner und Georgius Agricola als Gründerväter der Paläontologie gelten können und belegt das anhand von *De rerum fossilium liber*. Fossilien sind für Agricola und Gessner nicht nur versteinertes organisches Material, sondern auch Kristalle, Mineralien und Artefakte, also (131) „[e]verything dug out of the ground or extracted from rocks that showed a distinct form“. Gessners Innovationsleis-

tung liegt darin, dass er Objekte beschrieb, die sich zum Großteil in seinem Besitz befanden, was große Genauigkeit und Detailfreude nach sich zog. Trotz aller Hast bei der Publikation und damit verbundener mangelnder Qualitätskontrolle wurde das Buch zum wirkungsstarken Erfolg; insbesondere seine Abbildungen wurden kopiert, z.B. von Ulisse Aldrovandi. – Petra Schierl sieht in „Gessner und Agricola über ‚Fossilien‘: Naturforschung zwischen Autopsie und Tradition“ Agricola als Gessners (145) „Vorbild und Impulsgeber“. Um die Weiterentwicklung bei Gessner gegenüber Agricola zu demonstrieren, was insbesondere in den instruktiven Illustrationen begründet ist, stellt sie zunächst Agricolas *De natura fossilium* vor und kontrastiert das Buch dann mit Plinius' *Naturalis historia*. Agricolas Werk steht am Ende von dessen Beschäftigung mit dem Thema, das von Gessner ist hingegen der (150) „Aufsatz zur Behandlung dieses Wissensgebietes“. Im Zentrum des Interesses beider Männer stehen *figura* und *similitudo*. Neu und fortschrittlich an Gessners Zugang ist das Zusammentragen auch widersprüchlicher Aussagen über ein und dasselbe Objekt.

Der Abschnitt „Kunst/Art“ umfasst nur zwei Beiträge: Daniel H e s s erläutert in „Wissenschaft oder Kunst – Wahrheit oder Verführung? Conrad Gessner und das neue Pflanzenbild im 16. Jahrhundert“ die zentrale Rolle naturnaher Darstellungen, zeigt aber auch deren Grenzen auf, da jahreszeitenabhängige Erscheinung bei Pflanzen stets eine Rolle spielt und es zusätzlich – bereits beginnend bei der Farbgebung – einen Unterschied macht, ob man lebende oder getrocknete Pflanzen zeichnet. Zahlreiche Illustrationen aus unterschiedlichen Publikationen illustrieren seine These und machen sie haltbar. Völlig neu (und revolutionär) an Gessners Abbildungen ist die flächendeckende Gegenüberstellung von (183) „Haupt- und Nebenbildern, von Gesamtansicht und vergrößerten Details sowie die Vermittlung von weiteren bildlichen Zusatz-Informationen zum Vegetationszyklus oder zu Beschaffenheit von Blüte und Frucht zur besseren Charakterisierung einer bestimmten Pflanze.“ (Relativ viel Raum widmet H e s s dem Kostenfaktor, der sich aus detaillierten Schnitten ebenso ergab wie aus kolorierten Abbildungen.) Das Bild sicherte breite Distribution, und es wurde zusätzlich (193) „zum Surrogat für nicht greifbares Wissen“. Kunst (i.e. künstlerische Freiheit) und Wissenschaft (i.e. Exaktheit) fließen dabei ineinander. – Mylène R u o s s lässt „Conrad Gessners Einfluss auf die nachreformatorische Kunst“ nach dem Bildersturm einsetzen. Sie stellt seine umfangreiche Vorlagensammlung vor und präsentiert die von Gessner engagierten Künstler, aber auch deren Anpassungsfähigkeit, trotz überlappender Motive Tafel- und Portraitmalerei anderen Grundsätzen zu unterwerfen als botanische oder zoologische Abbildungen. R u o s s macht an zahlreichen Bildstrecken Einflussnahme deutlich: Abbildungen aus der *Historia animalium* des Protestant Gessner fanden so sogar ihren Weg in katholische Malerei.

„Medizin und Pharmazie/Medicine and Pharmacy“ ist mit sechs Beiträgen ein Großkapitel: Barbara B r a u c k m a n n nimmt in „Zürich und Basel in der Mitte des 16. Jahrhunderts: Massnahmen der Ärzte Gessner, Zwinger, Platter und Paracelsus gegen den ‚Schwarzen Tod‘“ die Pest in den Blick und zu Epidemien und deren Bekämpfung Stellung. In einem weiteren Schritt zeigt sie den gelehrten Austausch, auf den Conrad Gessner bei der Abfassung seines (244) „Büchlein[s] über Pestprophylaxe und -therapie“ setzte, und vergleicht seine Ansätze mit denen von Zwinger, Platter und Paracelsus. Man kannte sich und verfügte über ähnliches Wissen, wobei Gessner seine Heilmittel (252) „[i]m Selbstversuch oder an Hunden“ testete; trotzdem wurden zuerst seine Mutter und dann auch er selbst Opfer der Beulenpest. – Massimo D a n z i widmet sich in „Conrad Gessner et l'Europe des thermes“ dessen 1553 erschienener Abhandlung *De Germaniae et Helvetiae thermis* und setzt das Werk in den Kontext der Balneologie und Bäderliteratur, wobei sein Horizont die Produktion auf

dem europäischen Festland und auf den Britischen Inseln umfasst. – Urs Leo Gantenbein betont in „A Paracelsian Parallel: Conrad Gessner on Medical Alchemy“, dass die beiden Autoren zwar auf demselben medizinisch-alchemistischen Wissen aufbauten, Gessner Paracelsus aber nicht explizit erwähnt und differenziert sieht, was damit zusammenhängt, dass Paracelsus sich nicht auf antike (Natur)philosophie, Hippokrates und Galen (mit Avicenna und Mesue als Vermittler) stützte. Dazu kam, dass Paracelsus seine Vorlesungen auf Deutsch hielt. Im Hauptteil des Beitrags stellt Gantenbein Gessners Quellenverarbeitung im *Thesaurus Euonymi Philiatris de remedijs secretis* (1552) vor und bettet ihn in die Geschichte der Alchemie ein. Im zweiten Werkteil, *Conradi Gesneri Medici et Philosophi Tigurini Euonymus, sive de Remedijs secretis* (1569), sind bei annähernd gleichem Umfang deutlich weniger Quellen aufgeführt. Zudem treten vermehrt italienische Autoren (v.a. Antonio Fumanelli) in den Vordergrund, während andere wie Pseudo-Mesue oder Pseudo-Lullius komplett verschwunden sind. Daran, verstärkt noch durch die Aufnahme des Paracelsus, macht Gantenbein fest, dass der eigentliche Autor der in Alchemie ausgewiesene, von Gessner geförderte und zu seinem Nachfolger als Züricher Stadtarzt bestimmte Caspar Wolf ist. – Charles Gunnoe rückt in „Gessner’s Plague: The Bubonic Plague Epidemic of 1562–1566“ die Pestepidemien des 16. Jhs. ins Zentrum seiner Betrachtungen, betont, dass in der einschlägigen Forschung der Schwerpunkt stets auf das Mittelalter gelegt wird, und identifiziert die Pleuritis, die 1564 Zürich fest im Griff hatte, aufgrund der beschriebenen Symptome als Beulenpest. Sein Beitrag gibt tiefen Einblick in die Pesttraktate der Zeit, die auf Gessner fußen, analysiert dessen Behandlungsvorschläge und bespricht die Tragik, dass er selbst zum Opfer von *Yersinia pestis* wurde. – Urs B. Leu stellt in „Gegen Quacksalberei und Aberglauben: Ein Gutachten Conrad Gessners und seiner Kollegen zuhänden des Zürcher Rats“ ein undatiertes deutsches Schreiben vor, das Gessner mit seinen Kollegen Jörg Keller und Caspar Wolf unterfertigt hat. Die nachträglich vermerkte Datierung auf das Jahr 1550 kann nicht stimmen, da Gessners obgenannte jüngere Kollegen erst 1559 als ‚fertige‘ Ärzte in Erscheinung traten. Das Schriftstück richtet sich gegen David Wirth von Hüttwilen, dessen fragwürdige Behandlungsmethoden zu schweren gesundheitlichen Folgen und sogar zum Tod führten. Leu kommt zum Schluss (314): „Das vorliegende Gutachten Gessners und seiner beiden jüngeren Kollegen ist nicht nur ein eindrückliches Zeugnis ihrer Fürsorge für das Gemeinwohl, sondern charakterisiert auch die Umbruchszeit in den Naturwissenschaften und der Medizin weg vom Volksglauben hin zur empirisch abgestützten Wissenschaft, weg vom heilkundigen Laien hin zu einer professionellen medizinischen Betreuung.“ 315–322 bietet er die Edition des bemerkenswerten Textes. – Iris Ritzmann gibt in „Der Stadtarzt als Universalgelehrter – Conrad Gessner als ein Phänomen seiner Zeit?“ Einblick in Gessners beruflichen Alltag und seine vielfältigen Aufgaben, die seine Titulierung als „Schweizer Plinius“ gerechtfertigt erscheinen lassen. Sie kann zeigen, dass die (334) „Identitäten des Stadtarztes und des Enzyklopädisten“ einander perfekt ergänzten, „nicht nur beschränkt auf die Person von Conrad Gessner“. Den Nachweis führt sie auf Basis von ausgedehnten biographischen Recherchen, zu denen als wesentliches Element die gelehrte Korrespondenz mit Fachkollegen gehört. Die gut remunerierte Position des Stadtarztes erwies sich als (333) „geeignete finanzielle Basis, um eine extensive Tätigkeit als Universalgelehrter überhaupt möglich zu machen.“

Der Abschnitt „Netzwerk/Networking“ fügt sich nahtlos an: Jan-Andrea Bernhard eröffnet ihn mit „Wasser, Kräuter, Käse und eine Prise Rätoromanisch: Bemerkungen und Erkenntnisse zu Gessners Kontakten mit den Drei Bünden“, worin er Gessners Botanisierreisen

ebenso beleuchtet wie die Bedeutung, die (341) „italienischen Glaubensflüchtlingen“ zukommt, „die infolge der Wiedereinführung der römischen Inquisition nach 1542 in die bündnerischen Untertanenlande und die Drei Bünde kamen“. Geradezu mustergültig zieht Bernhard „Drucke, Korrespondenz, Buchwidmungen und Stammbücher“ heran und listet umfangreich Gessners „Kontakte“ namentlich auf. (342) „Wissenstransfer“ entstand aus „Briefkorrespondenz, Austausch von Büchern und der ‚Gelehrtenperegrination‘“. Zwar sind viele von Gessners Partnern reformatorischen Bekenntnisses, Glaubensfragen für ihn aber (346) „grundsätzlich sekundär“. Der eingängige Titel des Beitrags spiegelt Gessners breitgefächertes (351) „polyhistorische[s] Interesse an den Drei Bünden“. Sein ursprünglicher Fokus auf den Bädern verschob sich bereits auf seiner (353) „Bäderreise von 1561“ zu: „Er sammelte Kräuter, besuchte Gärten und interessierte sich für Heilmittel. Dies illustriert, dass Gessner nicht nur mehrere Bündner zu ‚naturwissenschaftlichen‘ Tätigkeiten ermutigte, sondern als Folge der Intensivierung der Kontakte auch bei ihm selbst eine Verlagerung der Interessen stattgefunden hat.“ – Anthony Gratton illustriert in „Conrad Gessner and John Caius: The Meanings of Learned Friendship in Renaissance Europe“ auf Basis von Briefen und gegenseitiger Beeinflussung den fruchtbaren (371) „intellectual exchange“ zwischen den beiden Männern, der von Publikationstechnik über Methodik bis zum Austausch von Illustrationen und Termini reichte (375): „Communicating with Gessner by the slow rhythms of sixteenth-century correspondence over a long space, Caius found patience. He saw that he could take as well as mete out corrections, and appreciate the virtues of a colleague’s distinctive methods.“ – Manuel Huth und Tilmann Walter bieten in „Der Briefwechsel zwischen Conrad Gessner und Johannes Crato von Krafftheim“ die *editio princeps* von sechs Briefen Cratos an Gessner zzgl. eines (377) „Katalog[s] erhaltener und verlorener Briefe“. Einleitend kontextualisieren die Verfasser die Schreiben und bieten 384–404 eine kritische Edition mit deutscher Übersetzung. – Robert Offner präsentiert in „Neues zu Conrad Gessners Kontakten zu Ungarn und Siebenbürgern: Ein Brief des Klausenburger Arztes Thomas Jordanus aus Padua (1563)“ als Besonderheit des Gessner’schen Briefcorpus die Tatsache, dass er die Briefe nach thematischen Kategorien zerschneidet und gesondert ablegte. Aus dem *Liber amicorum* wählt Offner Gessners ungarische und siebenbürgische Freunde aus, stellt sie näher vor, geht auf Gessners Zitationstechnik von (411) „Datenquellen“ incl. Namensangabe ein und übersetzt schließlich den im Beitragstitel genannten Brief (dessen Faksimile er abdruckt) als aussagekräftiges Beispiel, gefolgt von einer Analyse zum (420) „Informationsgehalt des Briefes“. Offner gibt beredten Einblick in das gelehrte Netzwerk der Zeit, betont, dass Jordanus (424) „wie nur wenige seiner siebenbürgischen Landsleute seiner Generation die Gelegenheit [hatte], zahlreiche bedeutende Bildungszentren und europäische Grössen der Wissenschaft kennenzulernen und mit mehreren Gelehrten dauerhaft in Kontakt zu bleiben.“ Dahingehend stellt er weitere diesbezügliche Erkenntnisse in Aussicht, da ihm bereits „etwas mehr als 80 Briefe vor[liegen], die teils publiziert wurden und teils noch auf ihre Übersetzung und Veröffentlichung warten.“ – František Šimon stellt in seiner Miscelle von vier Seiten (427–430) „Conrad Gessner und Johannes Gregor Macer Szepius“ Macer als Freund Anton Schneebergers vor, der wiederum ein Schüler Gessners war. Zur *Historia animalium* hat er die Sektion einer Schlange beigesteuert (430): „Einen anderen Beitrag Macers haben wir in der *Historia animalium* nicht gefunden. Macer gehörte zu der Gruppe der Autoren, die Gessner bei der Herausgabe seines monumentalen Werkes unterstützt haben. Obwohl es kein grosser Beitrag war und es keinen Beweis für einen inten-

siven Kontakt zwischen den beiden gibt, war er dennoch direkt oder indirekt durch andere Wissenschaftler mit Gessner verbunden.“

„Philosophie und Theologie/Philosophy and Theology“ ist durch vier Beiträge abgedeckt: Anja-Silvia G o e i n g beleuchtet in „Buchannotationen der Naturphilosophie in der Renaissance: Wie Conrad Gessners Lehrwerk ‚De Anima‘ (1563) kommentiert und interpretiert wurde“ humanistische Annotationstechniken, die sie mit instruktiven Abbildungen erläutert. Sie kann zeigen, dass (452) „Gessners Kommentar zu einer neuen Quelle von Informationen und Interpretationen in den Händen verschiedener Kommentatoren und Leser [wird]. Anmerkungen mögen in der derzeitigen Forschungslandschaft marginal erscheinen, aber sie ermöglichen uns, konkret zu verfolgen, wie wichtige frühneuzeitliche Publikationen interpretiert und aufgenommen wurden.“ – Alfredo S e r r a i analysiert in seinem Artikel „Nella teologia di Ulrich Zwingli la legittimazione di una bibliografia universale“ die methodische Beeinflussung Conrad Gessners durch Ulrich Zwingli und bietet dankenswert viele (und lange) Textpassagen aus dem Werk des Reformators. Für S e r r a i bewirkt (463) die „geniale apertura zwingliana a favore del progresso intellettuale e scientifico della umanità“ Bemerkenswertes (464): „Gessner inaugurava, così, il cocetto di quella che sarebbe divenuta, nel secolo XX, la nuova era della informazione.“ – Katja V o g e l stellt in „*Thrinodiae herois Huldrychi Zwinglii* – Conrad Gessners dichterischer Nachruf auf Huldrych Zwingli“ Gessners Jugendgedichte auf (465) „sein Idol“ vor, wobei sich der „Stipendiat Zwinglis“ als profunder Homer- und Mythenkenner erweist. Seine Belesenheit zeigt er auch in der *epistola nuncupatoria*, die V o g e l ebenso wie das *Homerokentron* in Original und Übersetzung abdruckt. – Irina V u l c a n demonstriert den „Succès théologique de Conrad Gessner“ an Werken von Pierre Viret und Gabriel de Saconay. Gessners *Historia animalium* wird in Virets *Dialogues du désordre* (1545) taxonomisch fruchtbar gemacht; das enzyklopädische Wissen hat das Argumentationsziel, dem Menschen sein tierisches Antlitz zu zeigen (488) „afin qu’il en prenne conscience en vue de s’humaniser selon la *paideia* humaniste et réformée.“ Zoologie und Theologie verschmelzen u.a. in tugendhaften Tieren, die Menschen als Vorbild dienen, ein Konzept, das er in den *Métamorphoses chrestiennes* (1561) weiterentwickelt. Gabriel de Saconay hingegen nützt in *Généalogie et fin des Huguenaux* (1572) Zoologie parodistisch, insbesondere diejenige der Affen, die auf aus Gessner bezogenem Wissen fußt. Seine (489) „polémique anti-protestante“ basiert auf der „évolution de l’espèce, de ses ramifications et croisements semi-savants: la zoologie pure s’agrémentant des fantaisies satiriques de l’auteur.“ Den zeitgenössischen Leser muss diese Gattungsmischung in den Bann gezogen haben und ihm (495) „les us et abus d’une époque qui connut aussi bien la curiosité savante glorieuse de la Renaissance que les misères et cruautés des guerres de religion“ vor Augen geführt haben.

Zu „Sprachwissenschaften/Linguistics“ steuert Manfred P e t e r s mit „Conrad Gessner, Bahnbrecher der Allgemeinen Linguistik“ den Eröffnungsbeitrag bei: Er betont Gessners entwickeltes Interesse an Sprachen, stellt den *Mithridates* (1555) ins Zentrum und präsentiert Gessners Sprachhierarchie, an deren Spitze das Hebräische als (505) „Ursprache“ steht: (509) „Die besondere Stellung der germanischen Sprachen“ ist mehr als „Liebe zur Muttersprache“, vielmehr bezeugt „die Vielzahl der in deutscher Sprache verfassten Bücher [...] den Wert dieser Sprache.“ Unter den Dialekten kommt (511) „seiner eigenen *lingua Helvetica* besonderes Interesse“ zu, unter den niederdeutschen dem Brabantischen, da Löwen und Brüssel eminente gelehrte und politische Wertigkeit hatten. Zu (512) „Sprachwandel und Sprachverfall“ hat Gessner eine eindeutige Haltung (513): „Am Anfang steht die reine und vollkommene Spra-

che. Diese verändert sich vor allem durch außerlinguistische Faktoren. Sprachwandel bedeutet Sprachverfall, den man verhüten kann, wenn man die Sprache lexikographisch aufzeichnet.“ Quellenstudien, darunter die Bemerkung, dass auch Gessner die Fälschungen von Annius von Viterbo nicht erkannte, und der Hinweis, dass er (515) „ohne Vorurteile einen Gesamtüberblick über die Sprachen der Welt“ anstrebte, beschließen den gehaltvollen Beitrag, der zeigt, dass Gessner zumindest in einigen (entscheidenden) Punkten fortschrittlicher war als die meisten im 16. Jh. Sprachvergleichung und Sprachgruppen sind ihm wichtig, (516) „sein *Mithridates* ist [...] das bedeutendste kompararistische Werk am Anfang der Linguistik.“ Für Peters ist er „der größte Linguist seiner Zeit gewesen“. – Michail Sergeev stellt den *Mithridates* in „Der *Mithridates* (1555) zwischen Sprachmuseum und neulateinischem Onomastikon: einige Überlegungen zur Konzeption und zum Genre des Gessnerschen Handbuchs“ näher vor. Nach Entstehungsgeschichte und Aufbaustudien konzentriert er sich auf die zentrale Frage, ob das Werk (524) „Sprachmuseum und neulateinisches Onomastikon“ ist. Sergeev erkennt Parallelen zwischen den philologischen und den naturwissenschaftlichen Schriften. Besonders wichtig sind ihm vergleichende „Sprachproben“, allen voran das *Vaterunser*, das in unzähligen Übersetzungen auf einer Tafel abgedruckt wurde, die der Verfasser 526 bietet. Weiters weist er eine Fülle von Selbstzitierten und aus anderen Werken – durchaus auch naturwissenschaftlichen Ursprungs – nach. Die vielsprachige Terminologie in der *Historia animalium* und der *Historia plantarum* findet ihre Parallele in der (532) „Mannigfaltigkeit der Sprachproben [...]. So wird deutlich, dass das lexikographische Streben nach genauen Worterklärungen und die Wissbegier des Sammlers, die Gessner schon in frühen Jahren eigen waren, auch den Inhalt und den Aufbau seines *Mithridates* wesentlich geprägt haben.“

Am Ende des Bandes steht das Themenfeld, für das Conrad Gessner gemeinhin am besten bekannt ist – „Zoologie/Zoology“. Fische und die Giraffe dominieren die fünf Beiträge. Ann Blair zeigt in „A new quire for fish: Gessner’s *Haliuticon* and *De piscibus* (1556)“ eindrucksvoll, wie Publikationsstrategien dazu beitrugen, neben Gessner als Autor und Kommentator auch bevorzugte Drucker in den Vordergrund zu rücken: Das gelingt über die entsprechende Gestaltung des Titelblatts, auf dem Conrad Gessner gegenüber Ovid eine prominenter Rolle zugewiesen wurde, und über verbesserte Distributionsstrategien (551): „The second issue, presumably motivated by the desire to sell more copies under a new garb and to substitute Andreas Gessner for the original mention of the two brothers as printers, became an opportunity to highlight the role of Gessner in this composite book. The second issue more clearly differentiated this book from the existing editions of Ovid’s poem. Even from the first issue Ovid’s *Haliuticon* was just the starting point for a varied collection of names and information about fish, gathered from many sources, and sent out in print in the hope of attracting more contributions. Gessner’s book was designed to act like the mixture he recommended in the next-to-last page as bait to catch fish efficiently.“ Eine Tabelle erhaltener Ausgaben rundet den Beitrag ab. – Thierry B u q u e t beschäftigt sich in „Notes on Gessner’s Giraffe. Bible, Sources and Iconography“ mit der Rezeptionsgeschichte der Giraffe. Sie basiert auf intensiven Quellenstudien, die von der Bibel über Plinius’ *Naturalis historia* bis zu mittelalterlichen und neuzeitlichen Quellen reichen. Die z.T. extravaganten Beschreibungen schlagen sich in der Bildtradition nieder (wozu B u q u e t zahlreiche Beispiele beisteuert) und in der Tatsache, dass man von unterschiedlichen Spezies ausging, weil man aufgrund der eklatanten Abweichungen nicht erkennen konnte, dass dasselbe Tier beschrieben wird. Gessner war sich dessen bewusst und ließ die Abbildungen in den 2. Aufl. der *Icones* und der

Historia animalium ergänzen – durch (579) „a new and contemporary image by Melchior Lorichs. The Lorichs woodcut will definitely replace the ‚original‘ picture from the *Viaggio*, which has never been printed in Gessner’s edition. The major contribution of this article is to shed light on this ‚ghost picture‘, seen and chosen by Gessner.“ – Florike E g m o n d und Sachiko K u s u k a w a behandeln „Gessner’s Fish: Images as Objects“ auf Basis seines reichen Nachlasses an Illustrationen, die er u.a. aus Venedig und Rom bezog, aber auch aus England (insbesondere von John Caius). Die Verfasserinnen zeichnen die Bezugs- und Distributionswege nach und legen ein gelehrtes Netzwerk offen. Lokale Zeichner und Maler unterschiedlicher Qualität spielten dabei eine große Rolle, ebenso die Ausstattung der beauftragten Drucker (605): „This practice seems to have been widespread and must have formed an important channel of visual information exchange among naturalists that existed side by side with textual exchanges.“ – Sophia H e n d r i k x zeigt „Gessner’s taxonomical skill exhibited in his discussion of *Felchen*“. Seine Hauptquelle sind Guillaume Rondelets *Libri des piscibus marinis* (1554), dazu kommt Gregor Mangots *Fischbuoch* (1557), begleitet von französischen, italienischen und antiken Vorläufern. Obwohl Anleihen an die Präsentationsweise der Vorlagen erkennbar sind, sind Gessners Innovationen bemerkenswert: Oft kongruiert seine Taxonomie mit der heutigen. Physische Charakteristika dienen ihm zur Unterscheidung, ebenso das abweichende Erscheinungsbild von Jungtieren und adulten Exemplaren, Männchen und Weibchen. Detaillierte Illustrationen, die auf genau diese Merkmale abzielen, erleichtern die Bestimmung (636): „Gessner’s presentation of species as members of a wider group is an efficient tool to keep an overview and to save time as well as textual space.“ So kann sich Gessner auch darauf beschränken, wenige Unterarten stellvertretend für eine ganze Gruppe zu beschreiben (637): „In addition, Gessner provides guidelines for the identification of species belonging to a group and to tell these species apart from one another, as well as descriptions of issues which can complicate identification.“ Nomenklatur und Taxonomie sind die wesentlichen Werkzeuge zur eindeutigen Zuordnung zu einer Gruppe – Instrumentarien, die Gessner von seinen anerkannten Zeitgenossen abheben. – Der abschließende Beitrag von Marc W i n t e r, „Conrad Gessner und die Entwicklung der Zoologie in China“, führt uns in eine andere Tradition: In China teilte man die Fauna bis ins 20. Jh. (639) „in die vier Gruppen Vögel, behaarte Landtiere, geschuppte Tiere und gepanzerte Tiere“. Der Verfasser stellt die Einarbeitung späterer Erkenntnisse vor, und dabei spielt Conrad Gessner eine wesentliche Rolle, u.a. durch Vermittlung des belgischen Jesuiten Ferdinand Verbiest – auf der textuellen und der illustratorischen Ebene (652): „Gessner hat die Zoologie nicht auf den westlichen Weg der Wissenschaft gebracht, aber seine ikonischen Abbildungen haben auch in China grundlegendes Wissen über Aussehen und Eigenschaften von Tieren, die es in China nicht gab, etabliert.“

Drei Anhänge („Bibliographie/Bibliography“, „Personenregister/Index of Persons“, *Curricula vitae*) runden den Band ab, der so bunt und vielfältig ist wie Conrad Gessner selbst. Wenn man etwas einfordern möchte, ist es vielleicht das Sichtbarmachen der Querbezüge zwischen den einzelnen Beiträgen über die thematischen Abteilungen hinaus: Gerade Abbildungen oder Quellen kommen mehrfach vor. Für ein/e selektive/n Leser*in wären solche Hinweise durch die Herausgeber eine wertvolle Hilfe. Ansonsten kann die Besprechung eines Buches wie des vorliegenden nie mehr sein als Surrogat oder *appetizer*. Conrad Gessner erhält hier die Ehre, die ihm gebührt: Er ist eben nicht ‚nur‘ Zoologe oder Botaniker, er ist ein Universalgelehrter der alten Schule im besten Sinn; um das in einer Art und Weise nachvollziehen zu können, die dem ‚Helden‘ dieses Bandes gerecht wird, muss man ihn selbst

lesen – und im besten Sinne auch noch seine eigenen Werke ansehen; Lektüre allein ist in seinem Fall nicht genug.

Sonja Schreiner

Marlene Meuer, *Polarisierungen der Antike. Antike und Abendland im Widerstreit – Modellierungen eines Kulturkonflikts im Zeitalter der Aufklärung*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2017. (Germanisch-Romanische Monatsschrift. GRM-Beiheft. 85.) 663 S. ISBN 978-3-8253-6240-9. ISSN 0178-4390

Die monumentale Monographie gliedert sich neben einer ausführlichen theoretischen Einleitung (40 Seiten), einem ebenso umfänglichen Literaturverzeichnis, einer wahren Fundgrube für Rezeptionsforscher*innen (v.a. solche mit komparatistischer, germanistischer oder romanistischer Ausrichtung), und einem „Ausblick“ von fast 20 Seiten in sechs große Kapitel: Auf eine „Grundlegung. Typologie der Aneignungsstrategien und Begegnungsformen zwischen Antike und Christentum“, die neben einem Abriss der Entwicklung seit der Spätantike auf Odysseus und Sokrates fokussiert, folgt eine „Historisch-systematische Einführung. Die Antike als kulturelles Leitmodell und als Sinnbild der Freiheit im Jahrhundert der Aufklärungsbewegung“, eine konzise und für das restliche Buch grundlegende Studie zur *Querelle* und zu Winckelmann. In „Die Antike im zeitgenössischen Geschichtsdenken. Aufklärerische Geschichtsideologie, klassizistische Geschichtsverklärung, antichristliche Gedächtnispolitik und idealistische Geschichtsphilosophie“ treten neben Winckelmanns Modell die Theorien Rousseaus, Voltaires und Schillers. Der große Abschnitt „Themenbereiche. Antikezeitgenössische und antik-orthodoxe Konfliktszenierungen im aufklärerischen Antikediskurs“ analysiert divergierende Wissenschaften – von der Anthropologie über Kosmologie und Theologie bis zur Genieästhetik und Poetologie – in stetigem Rückbezug auf antike Autoren wie Anakreon, Epikur und Platon. Der vorletzte und gleichzeitig ausführlichste Abschnitt „Schwerpunktanalyse Politik. Die Reetablierung säkularer Herrschaftslegitimation im Medium politisierter Antikerezeption“ schließt insbesondere über das *Œuvre* Voltaires, Rousseaus und Schillers an bereits präsentierte Themenbereiche an und erweitert sie großflächig um Lessing und v.a. Hölderlin. Die beiden zuletzt Genannten sind auch im Abschlusskapitel „Entwicklungsverläufe. Neue Ideologien, Distanzierungen, synthetisierende Versöhnungen“ Protagonisten: Der Umgang mit dem Antikekult, die Analyse (des Scheiterns) der Französischen Revolution und die Konfliktbewältigung der Dichotomie von Antike und Christentum sind die verbindenden Elemente.

Der Komplexität ihrer Studie trägt Meuer insofern Rechnung, als sie vor alle Kapitel, die auch als Einzelstudien gelesen werden können, einen ausführlichen „Kapitelüberblick“ in zweifacher Ausfertigung stellt: Auf eine Seite mit Zwischenüberschriften, gleichsam ein erweitertes Inhaltsverzeichnis, folgen 2–3 Seiten Fließtext, in dem sie die Grundlinien ihrer Spezialanalysen vorzeichnet. Dieses Service an ihre Leser*innen ersetzt vollwertig Register, auf deren Erstellung sie verzichtet hat, und macht das wichtige Buch auch für Klassische Philolog*innen (alter Schule) gewinnbringend nutzbar: Denn Antike(s) ist durchgehend auf der Subtextebene präsent, steht aber nie – und schon gar nicht in griechischen oder lateinischen Originaltexten – im Vordergrund. Vielmehr bietet die Verfasserin eine vertiefende und geistreiche Präsentation aufschlussreicher und z.T. auch wenig(er) bekannter Vergleichstexte

und Rezeptionsdokumente zu antiken Vorbildern der von ihr besprochenen Autoren. Wer allgemein zur Spätantike forscht oder Augustinus-Spezialist*in ist, wird ebenso fündig, wie Mediävist*innen, Neolatinist*innen oder Gräzist*innen, die sich für Figuren- oder Motivgeschichte in unterschiedlichen Epochen interessieren. Auch für Historiker*innen bietet M e u e r spannende Anschlusspunkte, reicht ihr eigenes Interesse doch von Julianus Apostata über die Renaissance in Italien, das Goldene Jahrhundert der Niederlande und die Glorious Revolution in England bis zur Aufklärung in Frankreich, dem Philhellenismus und der Geniezeit in Deutschland und der Französischen Revolution. (Vergleichenden) Literaturwissenschaftler*innen eröffnet die ambitionierte Verfasserin die Möglichkeit, neue Facetten von wichtigen Werken der Weltliteratur kennenzulernen: Das Spektrum reicht von Dantes *Divina Commedia* und Tassos *Gerusalemme liberata* über Sebastian Brants *Narrenschiff*, Rousseaus politische und Winckelmanns ästhetische Schriften bis zu Hölderlins *Hyperion*. Petrarca und Boccaccio als neulateinische Autoren werden ebenso fruchtbar gemacht wie Schillers und Lessings souveräner Umgang mit antiken Stoffen. Philosoph*innen erhalten neue Einsichten in die Wirkungsgeschichte des Platonismus, aber auch in staatsphilosophische Konzepte, die die europäische Politik (und somit diejenige der Welt) im 18. Jh. bestimmten.

Mit ihrem „Ausblick“ ist M e u e r nach exemplarischer Betrachtung des 19. und 20. Jhs. in der Gegenwart angekommen, wobei sie den multidisziplinären Ansatz (Literatur, Politik, Religion), den sie die ganze Zeit über verfolgt hat, nun noch um einen multimedialen erweitert, indem sie Film und Theater integriert. Der Kreis zum Beginn ihrer Ausführungen schließt sich. Die eingangs für die Antikerezeption postulierte (51) „polarisierende Konfrontation mit der zeitgenössischen Gegenwart“ mündet nach viel Aufklärung im Wortsinn bringenden Zwischenstufen darin, (615) „dass die aufklärerische Oppositionsbildung von Antike und Christentum zu einer einflussreichen kulturgeschichtlichen Beziehungsform avancierte, die bis in unsere Zeit tradiert wurde und zuweilen noch heute eine spezifische Deutungsform des Humanismus darstellt.“

Sonja Schreiner

Jonathan G r o ß, *Antike Mythen im schwäbischen Gewand. Gustav Schwabs Sagen des klassischen Altertums und ihre antiken Quellen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2020. (Rezeption der Antike. 6.) 358 S. ISBN 978-3-946317-43-2

Die vorliegende Monographie ist ein geeignetes Instrumentarium, Gustav Schwabs Œuvre wieder verstärkt ins Zentrum des Interesses zu rücken. Allein die Tatsache, dass die Forschungsfrage des Verfassers als Dissertationsthema an der Philosophischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf angenommen wurde, zeigt das Forschungsdesiderat. G r o ß, heute im Schuldienst aktiv und damit in der Vermittlung antiken Erbes an die nächste Generation engagiert, war laut Angaben des Verlags davor als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Editionsprojekt *Kleine und fragmentarische Historiker der Spätantike* tätig. Darüber hinaus engagiert er sich seit Jahren in der Erschließung auch wenig(er) bekannter Felder der Klassischen Philologie (und ihrer Wirkungs- und Wissenschaftsgeschichte), wie der Rezensentin nicht zuletzt aufgrund seiner vielfältigen Tätigkeit als Autor und Redakteur einschlägiger Wikipedia-Artikel zu Fachvertreter*innen (insbesondere des deutschen Sprachraums) des 19. und 20. Jhs. bekannt ist. Es mag Philolog*innen oder Althistoriker*innen geben, die

Zugänge wie diese für (allzu) populär erachten (und damit einhergehend abwerten); vielmehr sind solche Initiativen aber zu begrüßen, da sie einem breiteren Publikum Information ermöglichen und somit Interesse wecken. In seiner Arbeit über Gustav Schwabs Mythenadaptation für junge Leser*innen vereint Groß die erkennbaren Schwerpunkte seiner Forschung: Wirkungs-, Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte und (fach)didaktische Vermittlung – beides nur dann fach- und sachgerecht, wenn der Grad wissenschaftlicher Unterfütterung hoch ist (und als unabdingbar erachtet wird).

Seine konzise „Einleitung“ (von etwa 30 Seiten) gliedert Groß in zahlreiche detailliert recherchierte und gut lesbare Unterkapitel, in denen er – subsumiert unter „Schwab und die Mythen“ – den Forschungsstand darstellt (und damit Prioritätsanspruch anmeldet), seine eigenen Methoden erläutert, Gustav Schwab als (pädagogischen) Autor vorstellt und aufbauend auf eine genaue Präsentation des Sagenbuchs, die Gliederung und Textgeschichte umfasst, die Begriffsgeschichte von ‚Mythos‘ (und Schwabs Gebrauch) beleuchtet. Die „Quellenanalyse“ bildet den Hauptteil der Monographie und folgt chronologisch der von Gustav Schwab getroffenen Einteilung in Bücher, die wiederum in Teile untergliedert sind. An das Ende jedes Abschnitts stellt Groß ein informatives „Resümee“, in den Analysen selbst arbeitet er detailliert Schwabs Bezugnahme auf ausgewählte (und priorisierte) antike Autoren heraus: „Aus der mythischen Frühzeit des Menschen“ basiert zu weiten Teilen auf Ovids *Metamorphosen*, ist jedoch zusätzlich angereichert durch griechische Texte. „Die Argonauten“ weisen einen engen Bezug zu Apollonios Rhodios auf. Für „Helden und Antihelden“ sind mythologische Lexika prägend. „Aus der Herkulesage“ fußt auf einer ganzen Gruppe von Quellenautoren (von Xenophon über Claudian und Pindar bis Sophokles), und „Die Sagen Trojas“ gliedern sich deutlich in einen voriliadischen, einen iliadischen und einen nachiliadischen Teil, was neben Homer, dessen Autorschaft Schwab nicht in Zweifel zieht, ein Quellenspektrum von *Dares und Dictys* über Mythographen bis hin zu Quintus Smyrnaeus und Vergil eröffnet.

Drei Anhänge („Inhalts- und Quellenverzeichnis von Schwabs Sagenbuch“, „Götternamen“ und „Stammbäume“) helfen bei der schnellen Orientierung im dichten Sagengeflecht ebenso wie ein umfangreiches (und wohlsortiertes) „Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis“ und zwei Register: Neben ein (vielleicht gar) knappes „Sachregister“ tritt eine beeindruckende Zusammenschau über „Griechische und lateinische Belegstellen“, die Gustav Schwabs Belesenheit und seine (eklektizistische) produktive Verarbeitung antiker Vorlagen zeigen (und sogar eine statistische Häufigkeitsverteilung ermöglichen). Ein englisches „Summary“ erschließt eiligen und der Wissenschaftssprache Deutsch nicht (oder nicht ausreichend) kundigen Leser*innen zumindest die Kernbotschaft des Buches: nämlich Schwabs auf sein junges Zielpublikum didaktisch, moralisch und ethisch zugeschnittene Arbeitsweise: Es gelingt Groß nachzuweisen, wie sehr Gustav Schwab in gleicher Intensität an einer jugendfreien und einer in sich geschlossenen Mythenerzählung gelegen war – in anderen Worten: Die jungen Leser*innen werden nicht mit widerstreitenden Varianten konfrontiert, sondern mit einer Version versorgt, die der Autor als autoritativ und vorrangig erachtet. So ist er z.B. bestrebt, alles auf Homer hin auszurichten.

Wiederholt kann Groß aufzeigen, dass – sobald Schwab sich für eine Hauptquelle entschieden hat – selbst am Fortgang der Handlung in den *Sagen des klassischen Altertums* die chronologisch passgenaue Orientierung an dem jeweils ausgewählten zentralen Werk deutlich nachzuvollziehen ist. (Groß illustriert dies in peniblen Auflistungen zzzgl. Stellenangaben.) Generell können an Schwabs Wortwahl seine Vorlagen abgelesen werden. Groß macht dies an einer Vielzahl signifikanter Passagen im Druckbild deutlich. Daran zeigt sich auch, dass

Schwab keinerlei Berührungsängste mit mythologischen Lexika oder Übersetzungen hatte, sondern sich – insbesondere Nebenstränge – über diese Zwischenquellen erschlossen hat. (Dieser Zugang hat nichts mit Sprach[in]kompetenz zu tun, sondern mit Arbeitsökonomie.) Für Jugendfreiheit wiederum sorgt Schwab durch den bewussten Verzicht auf anstößige Episoden (oder deren Verharmlosung durch weniger eindeutige Formulierungen). Zudem werden negativ empfundene Aspekte besonders prominenter Heldenfiguren (z.B. Jason oder Herkules) ausgeblendet, deren Charakterzüge somit umgedeutet.

Ein positiver Nebeneffekt dieser Darstellungstechnik liegt darin, dass Gustav Schwab seinen Leser*innen gleichsam einen moralisch, ethisch und erzieherisch einwandfreien Erstkontakt ermöglicht, der in einem späteren Lebensalter (und in höheren Klassen) durch die Lektüre von Originaltexten erweitert, vertieft und ausgebaut werden kann: Somit stellt er sicher, dass die Klassikerlektüre Neues und (noch) Unbekanntes bieten wird und sich damit nicht in bloßen Wiederholungen schon vertrauter Mythen (wenn auch in einer anderen Sprache) ergeht – und sich der Gefahr von Langeweile oder Desinteresse auszusetzen droht. Zugute zu halten ist ihm ferner, dass er das Interesse an Autoren weckte, die im Schulbetrieb seiner Zeit nicht verankert waren: Er blickte also über die Grenzen des etablierten Kanons hinaus und ermöglichte auch auf einer weiteren Ebene einen niedrigschwelligen Zugang zu diesen weniger verbreiteten Texten: Schwab war fest in der *scientific community*, im Publikationsbetrieb und im Verlagswesen seiner Zeit verankert und nützte diese Einbettung auf höchst kollegiale Weise, indem er explizite Empfehlungen, nachgerade Werbeeinschaltungen, für jüngst erschienene Übertragungen alter Literatur abgab.

Analog zum Schulmann Schwab kann auch der Schulmann Groß seinen didaktischen Zugang nicht verleugnen, was der Präsentationsweise seines Buches überaus zuträglich ist: Eine Fülle von Textbeispielen und Inhaltsangaben – beides aus den *Sagen des klassischen Altertums* und den antiken Vorlagen – gibt tiefen Einblick in zahlreiche Werke der Weltliteratur: Je nach eigenem Wissensstand wird man Vertrautes unter einem neuen Blickwinkel lesen, Vergessenes auffrischen oder Unbekanntes neu entdecken – in jedem Fall aber Gefühl dafür bekommen, wie Schwab als Philhellene im 19. Jh. Griechenland mit der Seele suchte – und die nächsten Generationen zu diesem intellektuellen Prozess anleitete, so erfolgreich, dass er selbst zum Klassiker avancierte.

Sonja Schreiner